

Lena Kupke  
Pause

Lena Kupke

# PAUSE

Roman

dtv



Originalausgabe

© 2026 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG

Tumblingerstraße 21, 80337 München

produktsicherheit@dtv.de

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist nur mit Zustimmung des Verlages zulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: semper smile, München.

Umschlag Artwork: Gesine Rommerskirchen

Gesetzt aus der Stempel Garamond

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-28542-1

Du weißt nicht,  
wie stark du bist,  
bis du stark sein musst.

»Hanna, die Ärztin ist jetzt da, und die ist eine richtige Bossbitch! Seh ich direkt! Der kannst du vertrauen!«, sagt Isabell zu mir.

Ich höre es nur nicht, weil ich gerade ohnmächtig auf dem Boden liege. Auf einem harten Teppichboden, mitten in einem großen Konferenzraum. Von ganz weit entfernt kann ich spüren, dass über und neben mir mindestens drei Personen hocken und an meinem Körper alles Mögliche abtasten und drücken. Auf Isas »Bossbitch« reagiert die Notärztin mit einem irritierten »Ähm okay ...« und ergänzt in ihrem professionellen Ärztinnenton sachlich: »Wir spritzen ihr jetzt erst mal etwas zur Beruhigung.«

Ehe die Ärztin mir einen Zugang legen kann, wache ich plötzlich mit einem tiefen Einatmen auf, das sich anfühlt, als wenn ich zu lange unter Wasser gewesen wäre und nun endlich an die Oberfläche gelange.

»Hanna, können Sie mich hören?«

Die Notärztin sieht mich an. Sie ist dicht über meinem Gesicht, aber ich kann sie nicht richtig erkennen, kann meinen Blick nicht scharf stellen. Meine Augenlider fühlen sich schwer an und fallen direkt wieder zu. In mir wird es ruhig und ruhiger, und ich spüre: Ich tauche wieder ab. Die Ärztin nutzt die Ohnmacht, um die Kanüle in meine Vene zu führen.

Es dauert keine zwei Minuten, dann öffnen sich meine Augen. Dieses Mal habe ich eine klare Sicht auf die Decke über mir.

»Der Himmel ist aus Sand«, nuschele ich und denke mir, wie schön das aussieht, so friedlich. Dann schießt mir der nächste Gedanke durch den Kopf: »Ich möchte Pommes und Burger essen!«

»Wow, was habt ihr der denn gegeben?! Kann ich auch was davon haben?«

Isa ist kurz davor, in den Notarzkoffer zu greifen, wird aber direkt von der Ärztin abgewürgt.

»Wir nehmen Ihre Freundin jetzt einmal mit ins Krankenhaus.«

*Beep beep* ist das Erste, was ich höre, als ich wieder aufwache. Mit halb geöffneten Augen blicke ich zur Seite und sehe Monitore, Geräte und Kabel, die zu mir führen. Nicht schon wieder Krankenhaus, als wären die letzten Aufenthalte in der Gynäkologie nicht genug gewesen ... Ich bin komplett verkabelt und kann mich nicht bewegen. Alles, was ich spüre, ist, dass ich dringend pinkeln muss. Wie bin ich hier gelandet? Das Letzte, an das ich mich erinnern kann, ist der filzige Teppichboden, auf dem ich lag, und Isa, die bei mir war. Vorsichtig hebe ich die dünne Decke hoch, um zu sehen, wo all die bunten Kabel hinführen. Jede Bewegung fühlt sich fremd an. Mein rechter Zeigefinger steckt in einer grauen Plastikklammer, mein linker Arm in einer Klettmanschette. Zaghaft ertaste ich unzählige Elektroden an meinem Oberkörper. Warum habe ich ausgerechnet heute so ein hautenges weißes T-Shirt angezogen? Noch dazu mit diesem peinlichen Sternzeichen darauf, obwohl ich noch nicht einmal an Astrologie glaube. Ich muss aussehen wie das Vorher-nachher-Bild einer Festivalbesucherin. Mir fallen die Augen wieder zu. Ich bin so

müde. Trotzdem überlege ich, wie lange ich noch einhalten kann. Ich muss aufstehen, los, streng dich an. Komm schon. Doch vergebens. Ich verharre auf der Liege und blinzele ab und zu, um zu verstehen, wo genau ich bin. Ich bin in einem weißen Krankenhausraum, die Tür zum Flur ist geöffnet, die Menschen, die manchmal vorbeigehen, sind blau gekleidet. Ich muss in der Notaufnahme sein. Oder? Mein Arm zuckt. Aua! Was piket da? Ich entdecke den Tropf neben mir, an den ich angeschlossen bin. Was ist das für eine Infusion? Mir fehlt doch gar nichts. Mit dem Geruch von Desinfektionsmitteln in der Nase fallen mir erneut meine schweren Augen zu.

Irgendwann kommt eine Krankenschwester zu mir und reicht mir eine Bettpfanne.

»Einmal bitte Wasser lassen, damit wir wissen, dass Ihre Nieren arbeiten«, sagt sie emotionslos zu mir, und ich finde, sie sieht aus wie eine Jenny. Sie hat einen leichten Dialekt, vielleicht pfälzisch, einen braunen Pferdeschwanz, riecht nach Nivea-Creme und scheint nicht vorzuhaben, mir zu sagen, was hier eigentlich los ist. Demonstrativ hält sie das metallene Ding hoch. Das ist ja wohl ein Witz. Ich pinkele doch in keine Pfanne!

»Ähm, nein danke, ich geh einfach hier auf Toilette«, antworte ich und versuche mich unter Jennys abgeklärten Augen aufzurichten. Doch ich kann mich nicht aufsetzen.

Jenny schaut sich meine lächerlichen Versuche nicht lange an. »So, dann machen wir das mal zusammen!« Mit Schwung schlägt sie die Bettdecke zur Seite, und ich fühle mich entblößt. Unbeirrt zieht Jenny mir meine beige transparente Leinwandhose und den hautfarbenen ausgeleierte String herunter. Ihre routinierten Handgriffe und der enorme Blasendruck helfen mir, es nun doch einfach laufen zu lassen. Ihh! Ich spüre, wie der Urin nach hinten an der Metallschale vorbeifließt und meinen ganzen Hintern benässt. Nur ein Bruchteil landet

in der Urinschale. Wie soll man denn auch im Liegen pinkeln? Da könnte ich auch direkt komplett ins Bett machen. Doch ich sage nichts, ich bin zu schwach. Schwester Jenny bemerkt das Ganze noch nicht mal und zieht mich mechanisch wieder an. Na toll! Ich liege in meiner eigenen Pisse mit nasser Leinenhose in einer fremden Stadt in einem Krankenhaus, dessen Namen ich noch nicht einmal kenne. Scheiße. Jenny deckt mich in meiner Pipi-Pfütze wieder zu und macht sich auf den Weg zur Tür, die immer noch offen steht. Jetzt werde ich panisch und rufe ihr hinterher: »Ich möchte bitte gehen!« Ich hasse es, dass mich alles hier an die OP-Säle erinnert.

Schwester Jenny bleibt stehen, dreht sich zu mir um und sagt fast abfällig mit hochgezogenen Augenbrauen: »Gehen können Sie jedenfalls auf keinen Fall. Die haben Ihnen im Krankenwagen noch mal etwas spritzen müssen. Sie können bestimmt erst in zwei Stunden laufen. Und es muss Sie so oder so jemand abholen. Wir dürfen Sie nicht alleine entlassen.«

»Aber ...«, erwidere ich und werde direkt von ihr unterbrochen.

»Es kommt auch gleich noch eine Ärztin zu Ihnen.«

Dann geht sie, und ich dämmere weg.

Als ich meine Augen wieder aufschlage, steht eine junge Frau in weißem Kittel neben mir.

»Hallo, Salin mein Name! Ich bin Assistenzärztin.«

Sie sieht mich mit wunderschönen braunen Augen an. Sie hat das schönste Lashlift, das ich jemals gesehen habe, jede ihrer dichten Wimpern hat den perfekten Schwung, nicht zu stark und nicht zu schwach. Auf ihrem Namensschild steht *Theodora Salin*.

»Hatten Sie in der Vergangenheit schon mal einen Krampfanfall?« Theodora sieht mich fragend an.

»Ähm ... nein.« Krampfanfall? Plötzlich sehe ich, wie meine Arme und Beine gezuckt und ausgeschlagen haben, als ich

auf dem Teppichboden lag. Angespannt ziehe ich die Krankenhausdecke höher.

»Ohnmachtsanfälle?«

»Nein.« Lüge ich.

»Okay. Es ist nicht ganz klar, warum Sie einen Krampfanfall hatten. Ihre Blutwerte und Vitalfunktionen sind so weit alle unauffällig. Gibt es Fälle von Epilepsie in der Familie?« Theodora sieht mir direkt in die Augen.

»Nein.« Mir wird ganz heiß.

»Gut. Ich würde Sie trotzdem gerne einmal komplett durchchecken. Dafür müssten Sie über Nacht hierbleiben. Wir haben zwar schon Blut abgenommen und ein EKG gemacht, aber ich würde Sie gerne auch einmal ins MRT schicken und einmal in die Neurologie zum EEG.«

Über Nacht bleiben? Mein Herz rast ganz schnell, und eine dünne Schweißschicht legt sich auf meinen Körper. Die spinnen doch. Die verstehen hier ja gar nichts!

»Nein, tut mir leid!«, platzt es aus mir heraus.

Theodora schaut irritiert.

»Okay ... Ich kann Sie natürlich nicht zwingen, aber ich würde Ihnen dringend dazu raten.« Sie sieht mich eindringlich und besorgt an. Ich halte Ihrem Blick nur kurz stand.

»Ja, das verstehe ich auch, aber DAS ist nicht mein Problem«, antworte ich entschieden.

»Hmm ...« Theodora mustert mich aufmerksam. Dann nickt sie wieder, als wenn sie für sich eine Entscheidung getroffen hat. Mit einem lauten Einatmen sagt sie schließlich: »Okay, dann mache ich den Arztbrief fertig. Das wird etwas dauern, aber Sie müssen ja ohnehin noch etwas hierbleiben.«

»Danke«, antworte ich kleinlaut mit zusammengepressten Lippen. Theodoras ärztliche Fürsorge verunsichert mich.

»Gut. Dann alles Gute Ihnen!«

»Danke! Ihnen auch.«

Theodora lacht über mein »Ihnen auch« und geht zur Tür, in der Jenny steht. »Ach, was ich dir noch ...«, höre ich noch, ehe die beiden mir den Rücken zudrehen und ich mich wie früher auf dem Schulhof fühle. Anscheinend wollen sie etwas unter sich besprechen, sollen sie doch! Ich bin hier eh bald weg. Trotzdem atme ich ganz flach, um möglichst wenig Geräusche zu machen und verstehen zu können, was die beiden da bereden. Durch das ganze Gepiepe hindurch gelingt es mir immerhin, »psychogener Anfall« aufzuschnappen. Als Jenny zu mir ans Bett kommt, tue ich ganz überrascht, damit sie bloß nicht weiß, dass ich mitgehört habe.

»Hier ist Ihr Handy.« Sie zeigt auf den Beistelltisch neben mir. »Das hat Ihre Freundin abgegeben, bevor sie gegangen ist. Am besten einmal jemanden anrufen, der Sie abholen kann, wir dürfen Sie, wie gesagt, nicht alleine gehen lassen, nach den ganzen Betäubungsmitteln, die Sie bekommen haben«, sagt sie mit einem kurzen Nicken am Ende, und damit verschwindet Schwester Jenny schon wieder in den Flur.

Ich greife nach meinem Handy. Boah, ist das schwer. Es rutscht mir immer wieder aus den Händen, doch schließlich schaffe ich es, eine kryptische Nachricht an Paul zu schicken. Zum Glück ist er online und antwortet direkt. Bestimmt fährt er schon los, um mich abzuholen.

*Hannarsch, was machst du für Sachen?*, lese ich die erste Zeile, und wie immer bringt mich dieser Spitzname zum Lachen. Automatisch sehe ich Pauls verschmitztes Lächeln dabei. *Ey, ich kann nicht so schnell kommen, das sind 160 km! Ich komme gerade aus ner Doppelschicht und hab schon Bier getrunken. Die sollen dich im Krankenhaus übernachten lassen. Morgen kann ich kommen.*

Scheiße! Mein Herz pocht wieder schneller, und irgendeines der Geräte reagiert mit einem neuen Piepton. Ich hasse es, auf

Hilfe angewiesen zu sein! Am liebsten würde ich mir einfach ein Uber bestellen. Doch meine schwerfälligen Finger sind von dem Auftrag, eine neue App zu öffnen, überfordert und bleiben stattdessen bei WhatsApp hängen. Langsam scrolle ich durch meine Chats. Alles dauert länger als sonst, und ich komme ständig an eine falsche Taste mit meinen Wattehands. Blancas letzte Nachricht ist eine neunminütige Sprachnachricht, die ich noch nicht beantwortet habe. Ich erinnere mich: Sie hat von ihrem Ayahuasca-Trip in Brandenburg mit dem Schamanen aus Mexiko erzählt. Blanca fährt ohnehin kein Auto, wie eigentlich all meine Berliner FreundInnen. Was ist mit Ben? Ich öffne unseren Chat und erinnere mich sofort, als ich das Foto sehe, was er mir gestern Abend geschickt hat. Es ist ein Bild von ihm in einem oversized Sakko auf einem Polsterstuhl, dazu die Nachricht: *Ich hochbetrunken im Sterne-Restaurant als Überraschungsgeschenk von Mo zum 6. Hochzeitstag (eigentlich 12 wegen Diskriminierung!). Fühle mich wie ein österreichischer Graf.*

Ich spüre eine Art Erleichterung darüber, dass es einen Grund dafür gibt, dass ich die beiden erst gar nicht um Hilfe bitten muss. Doch wie komme ich hier weg? Ich könnte Yael oder Lilli fragen. Schon allein der Gedanke, sie zu fragen, schnürt mir den Magen zu. Ich probiere noch einmal, mich hinzusetzen, doch ich scheitere beim Versuch, meinen Oberkörper aufzurichten. Mein ganzer Körper fühlt sich wie betäubt an. Was haben dir mir bloß gegeben? Auf einmal taucht ein Bild vor meinem inneren Auge auf. Eine Notärztin, die mir eine Tablette in den Mund schiebt und zwei Spritzen setzt. Ich bekomme Gänsehaut. Das ist doch hier alles nur ein wilder Traum?! Meine Wattefinger hängen immer noch stur in WhatsApp. Ich muss hier weg! So schnell wie möglich! Warum nutze ich diese Benommenheit nicht einfach als Rampe? Ich gehe auf Lillis Namen und entscheide mich für einen

lockeren Versuch: *Hey, hast du zufällig Lust auf nen kleinen spontanen Roadtrip?*

Das ist gut, so liest es sich auch nicht dramatisch. Trotzdem bin ich angespannt. Lilli ist online.

*Hey, ich muss irgendwie gerade auf mich achten, sorry. Du hast halt unsere letzten beiden Treffen abgesagt, und irgendwie brauche ich gerade Verbindlichkeit und möchte mich daher erst mal nicht mehr mit dir treffen. Muss da einfach auf mich aufpassen.*

Ihre Nachricht ist wie ein Pfeil in mein Herz, und sofort füllen sich meine Augen mit Tränen. Lilli und ich kennen uns seit sieben Jahren, und sie weiß, warum ich die letzten Treffen absagen musste. Mein Kopf wird heiß und rauscht. Ich lege mein Handy beiseite. Das hat man also davon, wenn man um Hilfe fragt. Tränen laufen mir die Wangen herunter. Ich lasse sie laufen, weil ich zu lädiert bin, um sie wegzuwischen. Ist das alles scheiße! Man, ich hab Lilli so oft geholfen! Die Blöße, mir noch eine Absage einzuholen, gebe ich mir nicht. Ich werde nicht noch Yael fragen. Oder? Okay, noch ein letzter Versuch.

*Hey Yael, sag mal, hast du gerade Zeit? Ich bräuchte mal Hilfe.*

Auch Yael antwortet sofort.

*Ich bin heute echt am Anschlag, weil ich heute alles fertig machen muss.*

Yael hat wie alle immer Deadline-Stress. Ich schreibe zurück.

*Klar, verstehe ich. Halte durch. Herzemoji.*

Meine Hände zittern. Wütend über meine Unehrllichkeit lasse ich mein Handy auf den Beistelltisch fallen. Erschöpft schließe ich die Augen.

*Beep beep*, langsam gewöhne ich mich an diesen neuen Weckton. Urgh, meine Leinenhose ist ja immer noch nass! Ich blicke nach draußen auf den Gang und sehe ein bekanntes Gesicht. Jenny, die Krankenschwester, kommt wieder zu mir. Ihre

Ausstrahlung ist so kühl, dass mein Anflug von Wärme über ihr vertrautes Gesicht direkt einfriert. Pferdeschwanz-Jenny blickt auf mich herab, und während sie auf den Herzmonitor schaut und die Infusion überprüft, fragt sie mich: »So, haben Sie Ihre Familie erreicht? Wer kommt Sie abholen?«

»Ja, ich habe mir überlegt, mir geht es wirklich sehr gut, und ich würde dann mit 'nem Uber nach Hause fahren. Mein Freund ist auch zu Hause, und da wär ich beaufsichtigt.«

Um meine gespielt gute Verfassung glaubwürdig zu verkörpern, schließe ich am Ende des Satzes kurz beide Augen. Die deutsche Art zu zwinkern. Ich bin mir sicher, überzeugend souverän und fit zu wirken. Als ob ich mich hier festhalten lasse, Jenny bekomme ich allemal überzeugt, da bin ich sicher.

»Nein, das geht nicht.« Schwester Jenny lacht fast. »Sie können ja noch nicht einmal aufstehen. Die Narkosemittel werden noch einige Stunden wirken. Wir dürfen Sie, wie gesagt, nicht ohne Begleitung entlassen«, ergänzt sie ungerührt und verschwindet wieder in den Flur.

Scheiße! Ich atme schwer aus und blicke an die trostlose Raufasertapete. Plötzlich fühlt sich die leichte Krankenhausdecke ganz schwer an und die schmale Liege viel zu groß für mich. Zaghafte versuche ich, mich erneut aufzurichten, vielleicht kann ich mich einfach rausschleichen und draußen in ein Taxi steigen. Ich stütze mich mit meinem linken Arm ab, um mich aufzurichten. Sofort ändert sich einer der Pieptöne, und meine Energie scheint alleine von dieser Mini-Aktion verbraucht zu sein. Entkräftet sinke ich zurück auf die chemisch riechende Krankenhausliege. Ich muss hier weg! Wer kann mich bloß abholen?

Schließlich bleiben meine Gedanken an zwei Menschen hängen: meinen Eltern. Es tutet genau einmal.

»Ja, Mama ... ähm ... also ... Doch, ich bin in Magdeburg bei dem Meeting ... Also, nicht direkt, jetzt lass mich doch

mal ausreden! Ich bin im Krankenhaus, nichts Schlimmes ...  
Ich bräuchte nur einmal jemanden, der mich abholt ...«

»Wie, du bist im Krankenhaus?! Was ist denn passiert?«

»Nichts, ich war nur ohnmächtig und habe so 'n bisschen gezuckt und gekrampft ...«

»Ojee ... Mir ist heute auch schon den ganzen Tag so schwindelig. Da hast du wahrscheinlich aufs Wetter reagiert. Ich hab das ja auch ...«

»Kann Papa mich abholen?«, unterbreche ich sie.

»Jetzt?! Nee, Hanna, Papa kann jetzt nicht mal eben zweihundert Kilometer fahren! Nein, das bringt mir jetzt hier zu viel Unruhe rein. Da musst du jetzt schauen. Also, das wird mir jetzt zu viel. Das überfordert mich jetzt. Ich habe hier selbst zu tun ...«

Das waren sechs »Jetzt«. Hätte ich bloß nicht angerufen.

»Oh, Hanni, was ist los?« Ich höre, wie mein Vater das Gespräch übernimmt.

»Hanna braucht jemanden, der sie abholt, die hat sonst niemanden. Die ist da ganz alleine«, antwortet meine Mutter aus dem Hintergrund.

»Mama ... ich ... Ich kann dich hören?!«

»Hanni, alles gut! Ich komme. In welchem Krankenhaus?«, höre ich meinen Vater sagen und merke, wie sich meine Augen sofort mit Tränen füllen.

Etwa drei Stunden später liege ich noch völlig benommen samt Krankenhaus-Armband und getrockneter Leinenhose in einem Krankenhausbett und lächele meine Eltern an, die gerade angekommen sind und sich angesichts der ganzen Kabel und Geräte, an die ich angeschlossen bin, ziemlich erschrecken. Meine Mutter stockt kurz, als sie mich sieht, als wenn jemand die Pausetaste gedrückt hätte. Es ist nur für eine winzig kurze Sekunde, dann bewegt sie sich weiter. Nur der kraftvolle Griff um ihre Handtasche, die sicher um ihre Schulter

baumelt, ist ungewöhnlich. Genauso hat sie früher, als wir den Hamburger Weihnachtsmarkt besucht haben und per Durchsage vor Taschendieben gewarnt wurden, ihre pragmatische Umhängetasche festgehalten. Mein Vater kommt hinter ihr hinein und hebt kurz seine Augenbrauen, als er mich sieht. Kurz räuspert er sich unbeholfen. Dann stehen die beiden Menschen, die ich am meisten liebe und denen ich doch so fern bin, etwas verloren vor dem Krankenhausbett, in dem ich liege. Sofort überkommt mich ein schlechtes Gewissen, dass ich sie in so eine Situation bringe. Krankenhäuser und Aufregung: Das mögen meine Eltern gar nicht. Ehe sie etwas sagen können, kommt ein Arzt herein, legt den Entlassungsbrief auf den fahrbaren Beistelltisch neben mich und sagt mit Blick zu meinen Eltern: »Die nächsten vierundzwanzig Stunden muss permanent jemand bei Ihrer Tochter sein, wegen der Narkosemittel, die wir ihr gespritzt haben.« Dann zeigt er auf den Umschlag. »Das einmal an den Hausarzt. Alles Gute.« Er nickt uns zu und verschwindet.

»Ja, gut, dann wollen wir mal, Hanni, los, auf geht's«, lockert mein Vater die Situation auf und hilft mir beim Aufstehen, während meine Mutter ruft: »Wir müssen uns ein bisschen beeilen, die Parkuhr läuft ab.«

Jenny kommt wieder herein, entkabelt mich wortlos und verschwindet mit einem trockenen »Alles Gute!«. Erst durch das Aufstehen merke ich, wie schwindelig mir ist. Ich fühle mich dumpf und weit weg von allem. Meine Mutter hakt mich unter. Nun baumelt an ihrer rechten Seite die pragmatische Handtasche, und an der linken Seite hänge ich. Auf wackeligen Beinen stehe ich da und hasse es sofort, so verletzlich und schwach zu sein. Also greife ich nach meinen Schuhen und schlüpfe in meine Sandalen.

»Ja, wir können los.« Ich bemühe mich, möglichst energisch zu klingen.

»Mach langsam, mein Schatz.« Die Fürsorge in der Stimme meiner Mutter breitet sich wie ein warmes Gefühl in mir aus.

»Hast du denn alles?«, fragt mein Vater irritiert und öffnet den Krankenhausschrank. »Da ist nichts drin ... Ist aber ein ganz einfaches Material, hier ... ehrlich, steht bei uns im Keller, genau so ein Schrank ...« Es fehlt nur noch, dass mein Vater gegen die Schranktür klopft.

»Wolfgang, jetzt komm, sonst müssen wir noch mal zwei Euro in die Parkuhr werfen.« Meine Mutter steht schon ungeduldig mit mir im Schlepptau in der Tür. Ihre Ungeduld löst direkt ein fast vergessenes Gefühl der Vertrautheit aus.

»Hanni, mehr hast du nicht gehabt?« Mein Vater zeigt auf meine kleine Tasche, die noch auf dem Beistelltisch neben dem Arztbrief liegt.

»Nee ... also, doch, aber ich glaub ... hat Isa hoffentlich eingepackt ...« Ehe ich den Satz beenden kann, hat meine Mutter sich schon meine Tasche und den Arztbrief geschnappt, und wir stehen auf dem Krankenhausflur.

»Wolfgang, nimm du Hanna mal, das wird mir hier jetzt doch zu schwer.« Sie überreicht mich an meinen Vater.

Wir verlassen zu dritt das Krankenhaus, und ich möchte gar nicht wissen, was wir für ein Bild abgeben: ich völlig derangiert, mein Vater mich stützend und meine Mutter, die panisch vorrennt. Was ist eigentlich mit Paul? Wär das nicht sein Job?

Schließlich kommen wir am Auto an. »Willst du vorne sitzen? Falls dir schlecht wird?« Ich höre meine Mutter wie von weit entfernt fragen. Statt zu antworten, starre ich nur vor mich hin und fühle mich wieder so unendlich schläfrig.

»Nee, jetzt lass Hanna mal, die hat immer hinten gesessen, die sitzt auch heute hinten.« Mein Vater öffnet die Hintertür, und ich bin froh über diese Entscheidungsabnahme.

Ist das gemütlich hier, schon was anderes als mein kleines Auto, und alles fühlt sich so samtig an, ich glaub, ich bleibe

hier. Dann mache ich auch keine Umstände und Kosten – und alles ist endlich gut. Ich stelle mir vor, wie ich auf der Hinterbank im Auto meiner Eltern wohne und dort alles habe, was ich brauche. Es fühlt sich wunderschön an, überschaubar und sicher, das mag ich. Aus der Ferne höre ich Gemurmel.

»Das muss die Narkose sein, ich denke mal, die haben ihr ordentlich was gegeben. Denk mal dran, wie du nach der Magenspiegelung schon durchgehangen hast ... Ich weiß ja jetzt auch nicht, was sie mit Paul besprochen hat ... Vielleicht will Hanna ja auch lieber zu sich? Hanna?« Meine Mutter dreht sich zu mir nach hinten. »Oder sollen wir dich lieber nach Berlin fahren? Du bist doch bestimmt lieber im eigenen Zuhause, bei Paul?«

Natürlich, meine Mutter hat keine Lust auf eine Tochter, die zur Last fällt. Ich soll erst wiederkommen, wenn ich wieder fröhlich und fit bin.

Zum Glück greift mein Vater ein. »Hanni, wo willst du hin?«

Wo ich hinwill? Ach, Papa, wenn ich das wüsste. Meine Augen füllen sich wieder mit Tränen.

»Wolfgang, sollen wir besser noch mal reingehen? Vielleicht ist das doch besser, wenn sie hierbleibt?« Meine Mutter kann es nicht sein lassen. Sie ist auf nichts so sehr fokussiert wie darauf, jede mögliche Belastung so fern wie möglich von sich zu halten.

»Hanni?« Mein Vater versucht weiter, mich zu erreichen. Doch ich kann nicht reagieren. Ich sitze da und starre, und die Tränen fließen unaufhörlich, aber ich finde meine Stimme nicht. Plötzlich öffnet mein Vater die Fahrertür, steigt aus, öffnet die Hintertür, setzt sich neben mich und nimmt meine Hand. Meine Hand in Papas Hand. Wir sitzen Händchen haltend da, und es ist das erste Mal in meinem Leben, dass ich mitbekomme, dass mein Vater sich um mich sorgt. Schließ-

lich musste man sich nie um mich sorgen. Funktioniert habe ich immer. Die Hand meines Vaters fühlt sich fremd und vertraut an, wie ein alter Freund, den man lange nicht mehr gesehen hat. Keine Ahnung, wann wir das letzte Mal Händchen gehalten haben, wahrscheinlich als ich ein Kleinkind war. Damals hat mein Vater sich nie getraut, unsere Hände kräftig zu drücken, hat uns immer vorsichtig umarmt, um uns bloß nicht wehzutun. Meine Mutter hat uns immer entschlossen gepackt. Jetzt scheint meine Mutter fast unsicher zu sein. Wie deplatziert windet sie sich auf dem Beifahrersitz.

»Ach, mein Hannachen. Jetzt ist dein Papa ja da. Wird alles wieder gut.«

Das bringt mich noch mehr zum Weinen. Rotze läuft aus meiner Nase, und ich habe noch nicht mal die Kraft, sie wegzumachen. Ich lasse alles geschehen, alles laufen. Ich kann mich nicht mehr zusammenreißen.

»Wo soll ich dich denn hinfahren? Willst du nach Berlin, oder soll ich dich mitnehmen?«

Ich kann nur mit den Schultern zucken. Ich weiß nicht, was ich will. Gerade will ich für immer auf der Hinterbank bleiben.

»Ich glaub, ich muss mich mal ausruhen.«

»Gut. Dann nehme ich dich jetzt mit. Du kommst jetzt mit zu deinem Papa nach Hause.« Mein Vater drückt noch einmal meine Hand, steigt aus, setzt sich auf den Fahrersitz und fährt uns nach Hause.

Ich lasse meinen Kopf nach hinten fallen und sehe durchs Fenster. Unbekannte Landschaften ziehen vorüber, und alles ist so angenehm still in mir. Die Tränen trocknen, und ich kann fühlen, wie aufgequollen mein Gesicht ist. Ich sehe weiter nach draußen, Allein voller saftig grüner Baumkronen und ein Himmel, der blau strahlt. Ich fühle mich sicher und beschützt, und das Gefühl, weggefahren zu werden, tut unendlich gut. Mein Blick wandert an mir herunter. Wie meine

Arme fast leblos einfach an mir herunterhängen. Wie taub sie sich anfühlen. Ich muss grinsen. Es fühlt sich entspannt und ganz warm in mir an. Ich bin offenbar high. Das ist echt besser als Gras. Ich wünschte, ich könnte dieses Gefühl konservieren. In diesem Zustand möchte ich bleiben und oh, »Sind das Schokocroissants?« Ich zeige auf den Korb voller Essen neben mir, wieso fällt der mir erst jetzt auf?

»Ja, Schatz, iss ruhig. Deine Schwester wollte heute eigentlich vorbeikommen, und als du dann angerufen hast, habe ich das Gebäck einfach eingepackt, dachte ich mir schon, dass du bestimmt Hunger hast.« Meine Mutter scheint wieder entspannter zu sein.

Schmeckt das lecker. Ich glaube, ich kaue gar nicht, hihi. Ob die dann auch wieder so aus mir herauskommen, wenn man sie einfach nur runterschluckt? Was war das gerade? Zum Essen vorbeikommen?, wiederhole ich die Aussage meiner Mutter in Gedanken. Essen die etwa öfter zusammen? Ich wusste gar nicht, dass die sich auch so casual unter der Woche sehen ... Na ja, die Schokocroissants aus Lüneburg sind auf jeden Fall die leckersten. Kommt keine Hipsterbäckerei aus Berlin gegen an.

»Hanna, gib mir mal den Arztbrief!«, sagt meine Mutter und greift sich bereits den Umschlag aus meiner Handtasche neben mir. Irgendetwas zieht sich in mir zusammen. Ich will nicht, dass sie den Arztbericht liest, aber ich sage nichts.

»Die Patientin< ... >sehr schlanker Körper< ... Siehst du, mein Schatz, wenigstens das! Damit hast du doch sonst auch immer so zu tun ...«, sagt meine Mutter fast stolz und sieht durch den Rückspiegel zu mir, wie ich gerade ein viel zu großes Stück Schokocroissant in der rechten Wange habe, das ich kaum klein gekaut bekomme.

»... >Diagnose: Panikattacke<.« Für mich hört es sich an, als wenn sie das Wort in Slow Motion vorliest. Die Betonung vol-

ler Unverständnis und Befremden. »Panikattacke«, wiederholt sie und blickt zu meinem Vater.

»Was? Wie, Panik? Ich glaube, du hast wohl zu lange deinen Papa nicht mehr gesehen, Hanni.« Mein Vater lacht unbeholfen und sieht mich augenzwinkernd im Rückspiegel an.

Ich bin mir unsicher, ob mein Vater sich selber, mich oder meine Mutter mit diesem Auflockerungsjoke beruhigen möchte. Wahrscheinlich weiß er es selbst nicht so genau. Ich schäme mich so sehr, dass ich froh bin, all das hier gerade nicht nüchtern erleben zu müssen.

»Ach, ich denke mal, Hanna wird einfach Kreislaufprobleme gehabt haben und vielleicht was Falsches gegessen haben. Ich denke mal, die Ärztin musste da einfach irgendwas hinschreiben. Oder, Hanna? Wovor sollst du denn Panik haben?« Als ob sie den Grund nicht kennen würde.

»Ich habe das ja auch mit dem Kreislauf ...« Meine Mutter monologisiert weiter.

Wetterfühligkeit und Kreislaufprobleme sind die Antwort auf fast alle körperlichen Symptome meiner Mutter, und gerade kommt mir das sehr gelegen. Kreislaufprobleme sind greifbar und unbedrohlich. Auch ich bin mir nämlich sicher, dass die Ärztin sich vertan hat. Schließlich ist Panik nun wirklich nicht mein Problem. Höchstens eine Folge von den vergangenen Monaten.

Den Rest der Autofahrt schweigen wir, und ich schlafe ein. Als ich aufwache, sind wir schon fast da. Ich blicke aus dem Fenster und erkenne die Straßen meiner Kindheit. Jede Abbiegung ist mir vertraut, jede Kreuzung, jedes Stoppschild, jedes Haus, und da hinten ist meine Grundschule, mein alter Schulweg nach Hause, das kleine Büdchen, bei dem wir uns nach dem Kinderturnen eine Süßigkeit aussuchen durften. Sara hat immer etwas anderes genommen, ich immer dasselbe: Esspapier, weil das so schön am Gaumen kleben bleibt. Jetzt

kommt schon die Erhöhung zur Tempobeschränkung, doch im Gegensatz zu früher ist sie kaum merkbar. Früher hatten meine Eltern ein winziges Auto, in dem man jede Unebenheit gespürt hat, doch jetzt im SUV, in dem man fast thront, merke ich nichts von dem kleinen Hügel. Nur noch wenige Straßen. Ich schließe noch mal die Augen.

## 2

Als ich meine Augen wieder öffne, parkt mein Vater gerade in der Einfahrt unseres Einfamilienhauses. Lüneburg, hallo!

Der Vorgarten ist wie immer gemäht, einzelne Gänseblümchen haben es trotz Rasenmäher geschafft zu überleben, das Unkraut in dem gepflasterten Weg zur Haustür ist gezupft, die kleine Treppe vor der Haustür ist sauber und das Blumenbett voller gesunder grüner Pflanzen. Das Haus meiner Eltern liegt in einer Dreißigerzone, und es gibt hier, im Gegensatz zu Berlin, immer freie Parkplätze. Trotzdem haben meine Eltern ihren eigenen Parkplatz direkt im Vorgarten. Hinten gibt es noch in der Garage einen überdeckten Parkplatz. In Kleinstädten führen Autos einfach ein viel behüteteres Leben. Vielleicht ist es echt eine gute Idee, wenn ich im Auto bleibe und hier lebe. Ich glaube, es ist das erste Mal, dass ich nicht tief emotional bin, wenn ich bei meinen Eltern ankomme. Sonst heule ich mindestens einmal auf dem Hin- oder Rückweg. Jedes Mal. Es ist, als wenn mein Elternhaus das Eingangstor zur Gerührtheit wäre. Manchmal weine ich aus Stolz darauf, wie sehr ich mich entwickelt habe, seit ich nicht mehr die kleine Hanna bin, die mit ihrem Hollandfahrrad nach Hause fährt. Manchmal aber auch vor Sehnsucht nach der Liebe zu meiner Familie, die ich nicht alltäglich um mich habe. Keine Ahnung, vielleicht liegt es auch an meinen Playlists, die ich im Auto höre. Oder daran, dass es mir vorkommt wie ein anderes fer-

nes Leben, an das ich hier wieder erinnert werde und das ich in Berlin völlig vergesse. Als hätte ich zwei Identitäten. Die kleine Hanna aus Lüneburg und die große Hanna aus Berlin.

»Hanna?«

Ich muss völlig benommen aus dem Fenster gestarrt haben.

»Ja«, antworte ich und schnalle mich ab.

Dann steigen wir aus, und meine Mutter schließt die Haustür auf. Wir stehen etwas verlegen im Hausflur herum. Eigentlich stehe nur ich verloren herum, denn während meine Eltern in ihre Hausschuhe schlüpfen und sich erst mal die Hände waschen, mein Vater unten im Badezimmer und meine Mutter oben im Badezimmer, weiß ich nicht recht, was meine nächsten Schritte sind. Also setze ich mich auf die kleine Bank vor dem verspiegelten Schuhschrank. Um meine linke Armbeuge ist noch ein leichter Verband gewickelt, in der rechten Armbeuge klebt eine Kompresse mit Tape.

»Wolfgang, hol Hanna mal Wasser hoch aus dem Keller«, ruft meine Mutter herunter. Mein Vater läuft direkt los, an mir vorbei, und als er mit zwei Glasflaschen wieder zurückkommt und neben mir steht, könnte ich schon wieder heulen. Es rührt mich, wie mein Vater in seinem gebügelten Freizeithemd vor mir steht und mich mit seinen lieben Augen ansieht.

Mein Vater sieht hinaus in den Garten. »Ich muss mal nach meinen Tomaten und Gurken schauen. Soll ich dir die zeigen?« Er öffnet die Terrassentür und schlüpft in seine Gartenschuhe.

»Ja, gerne«, rufe ich noch hinterher und schlüpfe in das zweite Paar grüne Garten-Clogs. Das Gemüsebeet meines Vaters ist ein Projekt der letzten Jahre. Anscheinend hat er sich mit sechzig gedacht: Es wird Zeit, Häuslichkeit zu entwickeln und das eigene Gemüse anzubauen. Das Beet ist nur etwa einen Meter groß und wird von einer grünen Plane, die als Regenschutz dient, überdacht.

»Die Tomate hier sieht schon richtig gut aus. Schenk ich dir!« Er pflückt mir eine besonders schöne Frucht ab.

»Cool, danke! Ich liebe Tomaten.«

»Warte mal ab, wie gut die schmeckt. Ehrlich, ganz anders als gekaufte.«

Ich muss fast lachen. Mein Vater klingt wie ein Öko aus Berlin mit Schrebergarten. Nur dass dort mit Kordeln und Holz gegärtnert wird statt mit grünem Draht und grüner Plastik.

»Haste in Berlin gar nicht.«

»Nee, stimmt«, lüge ich und denke an den Unverpackt-Laden direkt neben unserer Wohnung, der von einem Feld in der Nähe beliefert wird. Neben dem kleinen Gemüsebeet meines Vaters sind Blumen und Sträucher. Ich ziehe meine Schuhe aus und stehe barfuß auf der Wiese. Das Gras ist angenehm kühl, und ich denke daran, wie wir als Kinder hier gespielt haben. In der Mitte des Gartens gab es einen Sandkasten und ein großes Klettergerüst, auf das nur ich mich getraut habe, weil Sara Höhenangst hatte. Als ich sieben Jahre war, habe ich mir Flügel gebaut und bin damit die ganzen zweieinhalb Meter hinuntergesprungen, weil ich mir sicher war, fliegen zu können. Ich kann mich nicht daran erinnern, dass es wehgetan hat, bloß daran, dass auch die abrupte Landung mich nicht davon abbringen konnte, zu glauben, dass ich fliegen kann. Ich wusste es einfach.

»Hier, Hanna, kannst dir eine Birne pflücken.« Mein Vater zeigt auf den kleinen Birnenbaum, der dort steht, wo früher unser Sandkasten war.

»Okay ...«, antworte ich, hüpfte hoch und greife eine ab. Vom Sprung wird mir schwindelig, aber ich bin trotzdem froh über die Birne in meinen Händen. Wahrscheinlich habe ich den Großteil der Narkosemittel auf der Autofahrt bereits ausgeschlafen, obwohl sich barfuß auf einer Wiese stehen und

eine selbst gepflückte Birne unter anderen Umständen schon ziemlich nach einer Traumreise anfühlen. Vielleicht tausche ich das Auto doch gegen ein Leben im Garten meiner Eltern? Vielleicht lebe ich dann hier, beschützt und in Leinenkleidern, ganz verbunden mit der Natur und mit reiner Haut, weil ich nur selbst angebautes Gemüse und Obst esse, und wer weiß, vielleicht starte ich dann durch mit einem Gartenbuch, so wie Pamela Anderson gerade. Von ihr hätte schließlich auch niemand gedacht, dass sie mal für Natürlichkeit steht. Kurz schüttelt es mich, vielleicht sind die Narkosemittel doch nicht ganz abgebaut. Mein Vater erntet sich gerade ebenfalls eine Birne, beißt hinein und spuckt den Bissen direkt wieder aus. »Wurm!« Das killt meine Landhaus-Romantik auf einen Schlag, aber bringt mich zum Lachen. Mein Vater wirft die angebissene Birne auf den Komposthaufen neben dem Geräteschuppen.

Wir laufen eine Runde durch den Garten und inspizieren jede Pflanze. Die Wiese hat durch die Sommerhitze ein paar Löcher, und mein Vater füllt eine Gießkanne mit Regenwasser aus der blauen Regentonne, in der Sara und ich als Kinder geplantscht haben. Die Sommer waren immer schön bei uns im Garten. Den ganzen Tag haben wir hier gespielt, uns versteckt, gemalt, geklettert, haben uns Höhlen gebaut und sind abends nackig durch den Sprühregen der Sprinkleranlage gehüpft.

Während mein Vater die grüne Gießkanne auffüllt, laufe ich weiter über den Rasen und spüre verbrannte Erde, warme Grashalme und Steinchen unter meinen Füßen. Ich kann mich nicht daran erinnern, wann ich das letzte Mal barfuß auf einer Wiese ohne Hundekot oder Spritzen gelaufen bin. Am liebsten würde ich mich hinlegen, die Erde unter meinem Rücken spüren und hinauf in den Himmel blicken. Vor einem Jahr, nachdem wir das zweite Mal Pech gehabt hatten, sind Paul

und ich in den Grunewald gefahren. Überall lag Schnee, und alles war so friedlich und anmutig. Kurz bevor wir zurückfahren wollten, hab ich den Drang verspürt, eins mit der Natur zu werden, und habe mich ausgezogen. Paul hat gelacht, aber für einen kurzen Moment waren wir wieder miteinander verbunden. Ganz liebevoll hat er mich angesehen und gesagt: »Jetzt bist du wieder fünf Jahre alt.« Danach hat er sich eine Träne weggewischt und gelacht, als wenn dieser Zustand das Erstrebenswerteste wäre, das es gibt. »Machst du Fotos von mir?«, hatte ich ihm zugerufen, als ich nackt zwischen den Bäumen stand, weiß wie der Schnee. Meine Zehen waren so kalt, dass es wehtat. Über Äste und eingefrorenes Moos bin ich gelaufen, habe mich an Bäume gelehnt und die Arme zum Himmel gestreckt. Als ich auf dem verschneiten Waldboden zwischen den Bäumen stand, war ich für einen Moment versöhnt und sogar zuversichtlich. Es hat sich leicht angefühlt und ich mich ganz wie ich, ohne all die Schmerzen der letzten Monate. Ich war einfach Teil der Natur, und meine Geschichte war Teil der Natur, und das hat mich mehr getröstet als jede blöde Bemerkung von überforderten Ärztinnen.

»Die mag keine direkte Sonne«, erklärt mein Vater, zeigt auf eine Blume und reißt mich zurück ins Hier und Jetzt.

»Mmh ...«, murmele ich nur.

»Schon so spät?!« Mein Vater sieht auf seine Armbanduhr.

»Meine Tagesschau fängt an!«

Zusammen gehen wir zur Terrasse, schlüpfen aus den Gartenschuhen und gehen in die Küche. Mein Vater setzt sich vor den Fernseher in der Wohnküche und gibt mir damit zu verstehen, leise zu sein. Dabei sage ich gar nichts. Es ist eher ein prophylaktisches Zeichen. Seit ich denken kann, sieht mein Vater um acht Uhr die Tagesschau. Komme, was wolle. Ich setze mich zu ihm an den Esstisch und schaue auf Susanne Stichlers blondierten Seitenscheitel.

»Na?« Meine Mutter kommt zur Tür herein und hat schon ihren Schlafanzug an. In dem leichten Baumwollnachthemd mit ihren schlanken nackten Beinen sieht sie aus wie ein kleines Mädchen.

»Na, komm mein Schatz, ich zeige dir mal, wo du heute schläfst. Wir haben in Papas Büro nämlich jetzt ein Bett.«

Ich laufe ihr hinterher, nach oben zu meinem alten Kinderzimmer. Als ich meine Mutter so von hinten sehe, fällt mir noch mal auf, wie klein und zart sie ist. War das schon immer so?

»Papa schläft hier meistens, weil der ja so schnarcht.« Sie zeigt auf ein neunzig Zentimeter kleines Bett, das direkt neben einem unverhältnismäßig großen Drucker steht.

»Ich beziehe dir das noch schnell frisch.«

»Nee, Mama, brauchst du nicht.«

»Riecht eigentlich auch nicht, habe ich ja auch erst gestern draufgezogen ...« Meine Mutter krabbelt wieder vom Bett runter.

»Ja, ist super so.«

Auf seltsame Weise finde ich den Gedanken sogar schön, dass die Bettwäsche ein bisschen nach meinem Vater riecht. Die Vorstellung, eingehüllt in Papa-Wärme zu schlafen, beruhigt mich.

Mein Blick wandert vom Bett hoch zu der riesigen Magnetwand, die voller Arbeitsnotizen meines Vaters ist. Seltsam, in meiner Vorstellung arbeitet er gar nicht mehr. Fast habe ich das Gefühl, in einem fremden Zimmer zu stehen. Als meine Mutter wieder nach unten in die Küche geht, folge ich ihr. Sie läuft mit dem rechten Fuß leicht nach außen, auch das hatte ich völlig vergessen. Mein Vater sieht noch die Nachrichten, und meine Mutter schaltet den Wasserkocher mit einem Klicken an.

»Hanna, ich ziehe mich jetzt etwas zurück, ja? Bist du mir nicht böse?«

»Nee, Quatsch.« Und schon stehe ich wieder verlegen an der Küchentheke.

»Das war jetzt auch viel für mich, die Hin- und Herfahrerei. Ich muss jetzt ein bisschen abspannen, ja? Nimmst mir nicht böse?! Papa entspannt sich jetzt auch vor seiner Tagesschau. Ich geh jetzt nach oben, Schatz. Bewegen wir uns jetzt alle ganz normal hier, ja?! Papa und ich haben da so unsere Abläufe.«

Fünf »Jetzt«. Wenigstens das ist mir noch vertraut, ihre Abendroutine. Wie jeden Abend macht meine Mutter sich einen Gute-Nacht-Tee, den sie exakt acht Minuten ziehen lässt, isst ein Käsebrot, das sie in kleine Rechtecke schneidet, und einen Naturjoghurt mit frischem Apfel und Haselnüssen. Danach noch zwei bis vier Lakritzschnecken, während sie einen Arte-Film sieht und dann darüber nachdenkt, dass sie jetzt noch zum Zähneputzen ins Badezimmer und dafür die Wendeltreppe hinuntermuss. Irgendwann habe ich mal eine Rührschüssel neben ihrem Bett gesehen. Seitdem weiß ich, dass sie nachts da reinpinkelt, damit sie nicht mitten in der Nacht die Wendeltreppe hinuntersteigen muss. Ich fand das irgendwie eklig, aber sehr praktisch.

»Machst du dir auch einfach einen Tee, mein Schatz. Und im Kühlschrank habe ich noch Brot ... Was Glutenfreies habe ich jetzt nicht da. Ich hab ja jetzt nicht mehr geschafft, einzukaufen. Sonst machst du dir was vom Mittagessen warm, ist noch auf dem Herd. Hatte so eine Gemüsesuppe gekocht heute.« Meine Mutter zeigt auf den Topf.

Ich antworte »Super, danke« und denke an die Tomate aus dem Garten und daran, dass meine glutenfreie Ernährung nur mal eine kurze Phase vor fünf Jahren war. Mein Vater räuspert sich, das Zeichen, dass wir leiser sein sollen, schließlich laufen noch die Nachrichten.

»Gute Nacht, mein Schatz, schlaf schön«, flüstert meine Mutter, streichelt mir über die Wange und macht kehrt.

»Äh ... Ich habe doch gar nichts dabei. Ich brauch irgendwas zum Schlafen und 'ne Zahnbürste ...«, fällt mir plötzlich ein.

»Ach so ... ja! Komm mit. Und zieh dir mal Hausschuhe an, Hanna! Du kriegst ja kalte Füße.«

Meine Mutter zieht mich aus der Küche in den Flur und zeigt auf den Schuhschrank. Es fühlt sich falsch an, aber ich nehme mir ein paar Hausschuhe von meiner Mutter. Sie hat eine Auswahl von vier Paaren, die mir alle zu klein sind. Ich nehme die Sandale, bei der meine Zehen nur etwas überstehen. So laufe ich meiner Mutter die Holztreppe nach oben zum Ankleidezimmer hinterher.

»Hier, das müsste dir passen.« Meine Mutter greift ein Nachthemd aus dem Schrank, das angenehm nach Waschmittel riecht und sogar gebügelt ist. Im Haus meiner Eltern wird alles gebügelt, sogar die Unterhosen.

»Und hier noch ein Handtuch und ...«, meine Mutter läuft ins Badezimmer, öffnet den Spiegelschrank, »hier noch eine Zahnbürste und, Hanna! Die Creme hier kannst du gerne nehmen, du kannst hier alles von mir nehmen, das ist dein Zuhause, aber sparsam, ja? Das ist nämlich meine teure Creme! Die hab ich von Frau Fritz.«

»Frau Fritz?«

»Ach, da geh ich einmal im Monat zur Kosmetik, um mir das Gesicht ausreinigen zu lassen. Die macht das ganz toll.«

Ich denke an die Hydrafacials, zu denen Yael und ich alle zwei Monate gehen, und muss über die Neunzigerjahre-»Ausreinigung« von Frau Fritz schmunzeln. Meine Mutter war schon immer sparsam in Bezug auf Kosmetik und Skincare. Seitdem ich als kleines Mädchen mal eine Phase hatte, in der ich pro Duschgang fast eine halbe Flasche Duschgel leer gemacht habe, hat meine Mutter panische Angst davor, dass ich all ihre Kosmetik verschwenderisch verbrauche.

»Ja, ich nehm nur wenig«, versichere ich ihr.

Wann hört es eigentlich auf, dass einen kleine Kindheitsstreiche verfolgen? Die großen verfolgen einen nie, immer nur die kleinen. Dass Sara und ich nämlich mal beim Toben eine ganze Tür beschädigt haben und den frisch betonierten Wohnzimmerboden mit unseren Rollschuhen versaut haben, das wird uns nie nachgetragen. Das sind bloß lustige Anekdoten, die bei jeder Hausführung erzählt werden. Ich glaube, insgesamt drei meiner Ex-Freunde haben diese Geschichten beim ersten Besuch erzählt bekommen.

»Dann schlaf mal gut, mein Schatz!« Meine Mutter verabschiedet sich erneut. Dieses Mal mit einem Küsschen auf meine Wange, bevor sie die Wendeltreppe nach oben geht. Ihr Kuss piekt ein wenig. Nicht doll, nur sanft bohren sich ihre abrasierten Gesichtshaare in meine Wange. Mein Gesichtsfraum wird auch immer stärker, ich gebe mir noch zehn Jahre, bis auch ich pieke oder mir alles weglasern lasse. Ich könnte mich natürlich auch vom Schönheitsideal emanzipieren und alles stehen lassen, aber dafür schaue ich leider viel zu gerne Kardashians! Meine Oma hatte es noch einfacher, da war es normal, irgendwann lange gelockte Oberlippenhaare zu haben. Ich atme laut ein. Habe ich gerade vergessen zu atmen?

Ich gehe nach nebenan in mein altes Zimmer und setze mich auf das Bett. Wow, ist das bequem. Ich schaue auf mein Handy. Keine Nachricht. Erst als ich auf dem Bett sitze, fällt mir auf, dass ich immer noch in den Krankenhausklamotten bin. Ihh! Schnell ziehe ich Leinenhose und Shirt aus. Mein Blick fällt auf den Kalender an der Wand: Es ist der 6. Juli, und ich stecke mit sechsunddreißig in einem zu kleinen Nachthemd meiner Mutter in dem Zimmer, das mal mein Kinderzimmer war, neben einem übergroßen Drucker und habe immer noch meinen vollgepinkelten ausgeleierte String an. Was für ein Tag!

Den String ziehe ich dann doch noch aus, auch wenn ich mich so nackt noch verletzlicher fühle. Ohne Slip entspannt zu schlafen, geht für mich nur im eigenen Bett, und da mache ich es eigentlich jede Nacht so. Paul nennt mich daher manchmal »Nacktarsch«. Als ich einmal Ausschlag am Hintern vom Rasieren hatte, hat er mich »Pavianarsch« genannt. Ich hab gelacht, obwohl ich mich geschämt habe.

Es ist erst halb zehn, die automatischen Rollläden sind bereits heruntergefahren, und ich kann die Erlebnisse der letzten Stunde für mich gar nicht einsortieren. Am besten schlafe ich einfach, dann bin ich morgen wieder fit und kann nach Hause, nach Berlin fahren. Bei der Vorstellung, dass alles seinen normalen Gang weitergeht und das, was heute passiert ist, nur ein kleiner Aussetzer war, wird mir schwindelig. Wahrscheinlich sind das nur die Nachwirkungen. Kein einziger Lichtstrahl schafft es herein, und es ist so tiefschwarz, dass ich absolut nichts sehen kann. Ich taste nach dem Schalter der Stehlampe, die direkt neben dem Bett steht. In Berlin habe ich nur Vorhänge, und es ist zu keinem Zeitpunkt völlig dunkel und still. Es ist immer Leben um mich, ständig Reize und Input. Es gibt keine Ruhe. Ich mag das. Ich mag das Gefühl, mich treiben zu lassen, mich verschlucken und mitreißen zu lassen. Ich hasse Einöde. Ah, da ist er: *klick*. Ich kneife meine Augen zusammen, das Licht der Lampe ist fast aggressiv hell. Es wirkt wie das Licht in einem ungemütlichen Großraumbüro. Obwohl mein Körper sich nach wie vor schwer und träge anfühlt, ist mein Kopf nun vollends wach. Mann, ich hatte mir doch so gewünscht, dass die Betäubungsmittel anhalten und ich heute Nacht einfach tief und fest durchpenne. Regelrecht gefreut hatte ich mich auf diesen Ausblick. Und jetzt ist da wieder diese innere Unruhe, die mich trietzt und nicht ruhen lässt. Ich greife nach meiner Handtasche. Scheiße, keine Schlaftabletten ...

Dann greife ich nach meinem Handy. Eine Sprachnachricht von Paul.

*Hannarsch, wie gehts dir? Bist du jetzt noch im Krankenhaus? Das hat sich echt nicht gut angehört. Sag mal Bescheid, wo ich dich morgen abholen soll. Ich hab drei Stunden geschlafen, Arbeit war hardcore heute. Na ja, ich bin gut aufgestellt und koche mir jetzt noch was, und dann leg ich mich wieder hin, oder vielleicht zock ich noch ne Runde. Also, Geckokopf, sag mal Bescheid, wie es dir geht und wohin ich morgen kommen soll.*

*Bin bei meinen Eltern.*

*Bei Wolfgang und Silvia? Hat der Wolfgang dich abgeholt? Liebe Grüße an die beiden, und das find ich super, dass du bei denen bist. Ist doch gut so. Okay, Geckokopf, ich ruf dich morgen an. Hab eine gute Nacht.*

Ich knipse das grelle Licht wieder aus und bleibe im Dunkeln liegen. Bilder schießen mir durch den Kopf. Bilder des Bodens, auf dem ich lag. Bilder davon, wie meine Arme und Beine zucken, so voller Kraft, als wenn mein Körper sich wehren würde gegen das, was da in ihm vorgeht, dann höre ich Isa sagen: »Boah, ist Hanna stark.« Ich weiß nicht, mit wem sie spricht, und antworten kann ich ohnehin nicht. Ich kann fühlen, dass mindestens drei Menschen, fremde Menschen, um mich herumstehen. Ich wünschte, jemand würde sie verjagen, diese fremden Augen, die auf mich blicken. Wenigstens noch einmal aufrichten und dann heimlich in einer Ecke, beschützt

von zwei Wänden im Rücken, zusammenbrechen. Sodass es niemand mitbekommt, sodass es ungesehen passiert und ich dann, wenn alles vorbei ist, einfach wieder aufstehen kann und niemand je etwas erfahren würde.

»Ich hab das auch! Mir helfen da immer diese Tropfen.« Ich erahne, wie eine dürre Frau aufgeregt angerannt kommt. Wer ist das? Sie hält Bachblüten-Rescue-Tropfen hoch, die ihr Isa direkt abnimmt und mir in den Mund tropft. Sie trifft nicht, jedenfalls merke ich, wie mein Gesicht nass wird, anscheinend verfehlt sie dauernd meinen Mund.

»Halt, stopp! Die sind teuer! Nur einen Tropfen!«, ruft die Frau panisch.

»Sie macht den Mund eh nicht auf.« Isa drückt ihr das Fläschchen zurück in die Hände.

Dann kommen die Notärztinnen. Eine der beiden reißt meine Augenlider auf. Ich glaube, sie und Isa sprechen über mich. Dann werde ich wieder bewusstlos. Als ich mit einem lauten Einatmen wach werde, hat sie mir schon etwas in die Vene gespritzt, und alles ist auf einmal ganz sanft und entspannt. Plötzlich macht es mir gar nichts mehr aus, mitten in diesem fremden großen Meetingraum auf dem Boden zu liegen.

Es war der Satz! Dieser eine Satz, den Isa neu in die Präsentation geschrieben hat und den ich vorlesen sollte. Er war nicht abgesprochen. Dieser Satz, der meine Wunde aufriss. Ich habe mir nichts anmerken lassen und den Satz einfach vorgelesen.

»Kannst du ein bisschen lauter sprechen, wir können hier hinten kaum etwas hören!«, hatte der Typ mit dem Hipsterbart gerufen. Also, noch einmal ... Doch da war ein Kloß in meinem Hals, und mir war schwindelig. Sei professionell, sachlich, hab ich mir zugeredet. Mein Gesicht war aber schon ganz heiß, und oh nein, Tränen meldeten sich an. Scheiße! Nicht jetzt! Ich kann hier nicht wie so eine emotional überforderte Frau aussehen, das geht gegen alles, was ich mir die

letzten Jahre aufgebaut habe. Das ist demütigend. Wieso steht da dieser Satz? Isa weiß doch, was passiert ist. Ich wiederhole den Satz laut: »Wenn ich ...« Leider laufen mir dabei Tränen herunter. Stille Tränen. Es könnte auch eine Allergie oder eine Erkältung sein. Isa sieht mich an und flüstert: »Ich mach weiter, du steigst wieder ein, wenn du dich gefangen hast.« Es funktioniert, nach einem kurzen Moment übernehme ich wieder wie abgesprochen, und unsere Präsentation kommt sogar gut an. Ich bin eben doch ein Profi!

Mein Kopf fängt an zu stechen, eine Migräne bahnt sich an. Ich schlage die Bettdecke zur Seite und gebe auf. Schlafen kann ich vergessen. Ich schleiche genau eine Etage tiefer und stehe vor der Küchentür. Klopfe ich, oder gehe ich einfach so hinein zu meinem Vater? Er hat mich sicherlich ohnehin schon gehört, so hellhörig wie dieses Haus ist.

»Hi.« Ich öffne vorsichtig die Tür. Mein Vater sitzt mit einer Flasche Bier wie immer vor Olympia.

»Na, Hanni, habe ich mir schon gedacht, dass du noch mal runterkommst.«

»Ja, ich kann nicht pennen.«

»Nüsse?« Er hält mir eine Erdnusspackung hin.

»Nee, ich glaub, ich mach mir noch einen Tee.« Mein Blick fällt auf die kleine Schublade ganz rechts, das Medikamentenfach, vielleicht hat meine Mutter Schlaftabletten? Ich schalte den Wasserkocher ein und nutze das laute Rauschen, um kurz unbemerkt in der Schublade zu wühlen.

»Und, ist doch schön, wieder zu Hause zu sein, oder?!«

Enttäuschend! Alles nur pflanzliche Mittel, die bei mir nicht wirken.

»Ja!«, antworte ich leise, und ohne hinzusehen, schließe ich die Schublade wieder.

»Echt, keine Nüsse?! Kannst auch etwas anderes haben. Ich hab alles da.« Mein Vater steht bereits auf, um den Süßigkei-

tenschrank zu öffnen. Ich kenne niemanden, der so stolz auf sein Süßigkeitenfach ist wie mein Vater. Seine Augen glitzern regelrecht.

»Hab ich vor Mama versteckt.« Er zwinkert mir zu und deutet auf eine XL-Packung Snickers.

»Und die habe ich für Mama gekauft, eine XL-Nussschokolade. Erst sagt sie immer, ›wer soll das alles essen, du schleppst uns hier Unmengen an‹, aber dann mümmelt sie das weg. Ehrlich! Die hat auch ihr eigenes Fach drüben, da geh ich auch nicht ran.«

Schließlich wähle ich Tucs und setze mich mit einem Guten-Abend-Tee an den Küchentisch gegenüber von meinem Vater.

»Sind gut, die Tucs, ne?«

»Ja!«

»Und? Wann stehst du morgen auf?«

Natürlich! Mein Vater möchte wissen, um wie viel Uhr er in sein Büro kann.

»Wann musst du denn arbeiten?«

»Was?! Wie, ich muss arbeiten?!«, lacht mein Vater.

Ich weiß sofort, dass er mir nicht ehrlich sagen wird, wann er in sein Büro muss. Das ist das Privileg des Kindes, das selten zu Besuch ist. In den ersten zwei Tagen, und länger bleibe ich nie, verhält mein Vater sich fast vorsichtig höflich mir gegenüber. Mir macht das dann direkt ein schlechtes Gewissen, weil ich dadurch spüre, wie gerne er mich öfters hier hätte. Mein Vater besteht darauf, dass ich ausschlafe, und versichert mir, dass er morgen früh ohnehin erst mal mit dem Fahrrad Termine erledigt. Alles unter zwanzig Kilometer erledigt mein Vater nämlich, egal bei welchem Wetter, mit seinem Fahrrad.

Eine Tuc-Packung und ein 400-Meter-Rennen später verabschiede ich mich mit »Gute Nacht, Papa«. Klingt immer noch fremd für mich.

»Bis später!«, nickt er mir zu.

Irgendwie fühle ich mich jetzt weniger alleine, vielleicht klappt es nun doch mit dem Schlafen. Doch sobald ich wieder in der Dunkelheit liege, rasen ungeordnete Gedanken und Bilder durch meinen Kopf. Meine Gedanken sind wie Strommasten auf Dauerstrom. Zeit für Ablenkung. Ich nehme mein Handy und scrolle durch Insta. Isa hat eine neue Story hochgeladen. Ein kurzes Video von ihr und unserem Auftraggeber, »Bestes Team« steht da. Keine Spur von mir. Das ist ein Repost von Jordan. Mal sehen, was unser Auftraggeber sonst noch in seiner Story hat. Und tatsächlich gab es anscheinend noch eine Aftershowparty und ... Er ist mir entfolgt. Warum? Was ist mit der Veranstalterin? Was?! Auch sie ist mir entfolgt, und in ihrer Story hat sie ebenfalls ein Foto von sich, Isa und Jordan mit »working with the best« unternimmt. Mein Herz klopft wie wild. Was hat das zu bedeuten?! Isa hat doch immer über die beiden gelästert. Ich verstehe das nicht. Wird mir jetzt der Job weggenommen? Ich brauche die Kohle. Piepen im Ohr.

Um punkt halb sieben gehen die elektrischen Rollläden automatisch hoch und tauchen das Zimmer in helles Licht. Ich bin erst vor zwei Stunden eingeschlafen. Ich stehe nur kurz auf, um den Rollladen direkt wieder herunterzufahren.

Etwa zwei Stunden später werde ich wieder geweckt, dieses Mal von einem lauten Rauschen. Was ist das? Und wo bin ich? Es dauert einen Moment, bis meine Augen die Umgebung scharf stellen. Weiße Tapete, Teppichboden, eine Magnetwand, ein Drucker ... der Riesendrucker! Ich bin bei meinen Eltern in Lüneburg. Warum? Es dauert drei Sekunden, bis meine Erinnerung wieder da ist und ich mich hundeleid fühle. Und das Rauschen? Ein Föhn. Meine Mutter föhnt sich im Bad nebenan ihre Haare, und alles daran macht mich aggressiv. Mann, da kann ich endlich pennen, und dann wird man hier dauernd geweckt. Ich vergrabe meine Ohren un-

ter dem Kissen, als wenn das etwas bringen würde. Doch die Müdigkeit ist so stark, dass ich im Halbschlaf liegen bleibe. Ich möchte mich einfach nur wegbeamen und hoffe, dass der Schlaf mir diesen Gefallen tut. Mein Mund ist ganz trocken und schmeckt eklig bitter. Das muss von den Medikamenten gestern sein. Nachdem ich noch eine Stunde starrend im Bett liegen bleibe, raffe ich mich endlich ins Bad auf. Eine fremde Person sieht mich mit geschwellenem Gesicht aus dem Spiegelschrank heraus an. Keine Ahnung, wer sie ist.

Es ist schon halb elf, als ich in die Küche komme. Das ganze Haus ist ruhig.

»Mama?«

Keine Antwort.

»Papa?«

Ich fühle mich zu alt, um so nach meinen Eltern zu rufen. Wieder keine Antwort. Nur Stille. Als wenn die Zeit stehen geblieben wäre. Mein Handy habe ich oben liegen lassen. Erst mal wach werden und klarkommen, bevor ich den beruflichen Müllhaufen aufräume. Ich krieg das alles hin! Ich werde diese gestrige Peinlichkeit wie eine Erwachsene regeln. Ich werde Jordan, den Veranstalter, anrufen und Isa und ihnen alles erklären. Was genau, weiß ich selber nicht. Was ich weiß, ist, dass allein der Gedanke daran mein Herz klopfen lässt.

Ich sehe mich in der Küche um: Stiftung-Warentest-Zeitschriften, Kreuzworträtsel, Wandkalender. »Wolfgang Zahnarzt«, »Gelbe Mülltonne raus«, »Hannelore 62«. Das sind also die Termine meiner Eltern. An der Pinnwand hängen auf Post-its gekritzelt unsere Handynummern, »Handynummer Hanna«, »Handynummer Sara«, sogar die Handynummern von Paul und Aliya, der Freundin meiner Schwester, hängen dort. Komisch, dass Paul hier an der Pinnwand in der heilen Welt meiner Eltern hängt. Stört mich irgendwie. Dabei konnte meine Mutter zu Beginn nichts mit Paul anfangen, weil er so

ganz anders ist als die Männer, die sie kennt. Die beiden sind erst seit einem gemeinsamen Weihnachtsfest verbunden, als wir alle zusammen Activity gespielt haben. Nachdem meine Eltern als Team nicht funktioniert haben – was meine Mutter mit »Also, Papa und ich sprechen einfach nicht eine Sprache« zusammengefasst hat –, ist Paul mit ihr in ein Team gegangen, was zu unserer aller Überraschung fantastisch geklappt hat. »Also, der Junge versteht mich einfach. Hanna, was hast du für einen tollen Freund!« Paul hat ihr zugezwinkert, während ich die Augen verdreht habe, weil ich nicht zeigen wollte, wie glücklich mich das Kompliment meiner Mutter gemacht hat. Ich war richtig stolz darauf, dass sie endlich den Paul kennengelernt hatte, den ich schon lange kannte, den lustigen und lockeren und feinfühligem. »Warte ab, wir holen die noch ein!«, hatte mein Vater mir zugerufen. Sara und Aliya haben nur aus Höflichkeit und mit dem geringstmöglichen Einsatz mitgespielt, weil Sara Gesellschaftsspiele hasst. Ich habe viele Gläser Wein mit Aliya getrunken, und meine Mutter ist an Pauls Seite regelrecht aufgeblüht, wurde mit jeder Pantomime mutiger, und irgendwann lag sie mit aufgeknöpfter Hose bauchfrei auf der Couch, um den Begriff »Ultraschall« zu erklären. Seitdem schreibt meine Mutter Paul regelmäßig und freut sich über Pauls poetische Antworten. Sie weiß nicht, dass ich das weiß, aber Paul gibt mir jedes Mal Bescheid. »Silvia hat mir wieder geschrieben.« Manchmal bin ich sogar eifersüchtig, dass sie ihm schreibt und nicht mir. Überlegt formulierte Nachrichten bekommen nur Menschen aus der Ferne. Je näher man Paul kommt, desto kühler wird er. Ich bin so nah an ihm dran, dass ich oft nur noch Eisblock-Paul erlebe.

Ich kippe mir etwas von dem Filterkaffee, der noch in der Kanne ist, in meine Tasse und fülle ihn mit heißem Wasser wieder auf. Für heute muss das reichen. Aus bloßer Gewohnheit öffne ich den Kühlschrank, obwohl ich gar keinen Hun-

ger habe. Mir fallen Eier aus Bodenhaltung, Wurst, Schinken und Schnittkäse auf. Was ist aus den Überzeugungen meiner Eltern geworden? Früher waren sie richtige Grüne, fast Ökos. Meine Mutter hat Waschmittel und Shampoos selber angerührt, um das Grundwasser nicht zu verschmutzen, mein Vater hat mit uns statt »Hoppe, hoppe, Reiter« »Hopp, hopp, Atomraketen stopp« gespielt, und wir sind meistens zu Fuß gegangen oder mit dem Fahrrad gefahren. Sara und ich waren die einzigen Kinder, die überall zu Fuß hingebacht wurden, was uns gar nicht komisch vorkam, selbst dann nicht, wenn die anderen Erwachsenen meine Eltern mit hochgezogenen Augenbrauen fassungslos angesehen haben. »Wie, ihr seid zu uns gelaufen? Ist euer Auto kaputt? Wir fahren euch auf jeden Fall zurück!« Und jetzt? Geht Idealismus im Alter automatisch verloren?

»Na, mein Schatz, wie hast du geschlafen?« Meine Mutter steht mit einem vollen Einkaufskorb in der Tür.

»Ach, da brauchst du gar nicht reingucken«, sie zeigt auf den Kühlschrank. »Dieses ganze Plastikzeug da! Ist alles von Papa! Ich sag dir, alleine würde ich ganz anders essen, aber der kauft immer und kauft. Ich sag da auch nichts mehr. Aber gut finde ich das nicht. Und gesund ist das auch nicht ... Und wenn ich mir seinen Bauch so ansehe, ich mein, ich hab den lieb ohne Ende, aber also ... Hanna, Schatz, lass mich das jetzt mal hier auspacken.«

Ich stehe wohl im Weg, also setze ich mich wie gewünscht an den Tisch.

»Wir kochen oft getrennt. Ich kann das auch nicht mehr mit ansehen, Hanna. Wenn der sich da spätabends noch die fettigen Sachen reinhaut und, Hanna, der brät sich dann ja noch richtig fettig alles Mögliche mit viel Käse in der Pfanne an. Schlimm finde ich das! Aber da darfst du nichts sagen. Sonst krieg ich's faustdick zurück, das kann Papa gar nicht haben! Ich sag:

›Wolfgang, machst du dir keine Sorgen um Cholesterin?!‹ Da lacht der nur. Manchmal denk ich auch, gut, solange er glücklich ist. Weißte, weil darin ist Papa ja super, im Glücklichein. Ehrlich, da hat er eine Gabe. Und wenn was ist, dann legt der sich einfach mittags schlafen, und dann schläft er wie ein Baby und wacht mit ganz weichem Gesicht auf. Ehrlich, das hätte ich gerne. Ich könnte da vor Sorge nicht mehr schlafen, aber das hat der nicht. Gut, dafür trinkt der natürlich auch abends sein Bier. Ich denke mal, das ist dann seine Beruhigung. Ach Gott, Schatz, jetzt red ich zu viel, 'ne? Aber ich bin ja jetzt auch mal froh, eine Gesprächspartnerin zu Hause zu haben! Nur mit Papa alleine, ich sag's dir, das ist auch manchmal schwierig, er redet ja doch viel von sich oder von irgendwelchen Leuten, die er so getroffen hat. Stell ich mir schon oft vor, so einen Frauenhaushalt. So mit dir, wo man so ähnliche Interessen und einen ähnlichen Geschmack hat, da könnte ich immer gesund kochen, und du würdest dich ja auch freuen, oder?! Deine Schwester mag das ja auch nicht so, die isst ja eher wie Papa ...«

Meine Mutter hat alles verstaut und setzt sich zu mir an den Küchentisch.

›Ach Gott, Hanna, mein Schatz, was ist denn los? Mein Gott, ich rede hier nur, und ach, komm mal her!‹

Ich sitze still da, weine und halte meine Tasse fest. Meine Mutter drückt mich an sich.

›Ach, ich müsste dich jetzt einmal schrumpfen, damit ich dich auf den Arm nehmen kann.‹

Ich bin größer und schwerer als meine Mutter, und unsere Umarmung fühlt sich mehr als ungenau an. Schließlich findet meine Mutter eine passende Position. Sie legt meinen Kopf auf ihre Schulter und streichelt meine Wange.

›Mein großes Mädchen. So viel stemmst du alleine. Uns tut es auch so schrecklich leid, was du alles aushalten musst. Das ist so schrecklich unfair.‹

Ich weine und weine, und die Tränen finden kein Ende.

»Lass das alles raus. Weinen reinigt, und wenn so viel Last in dir ist, muss es raus, und das geht am besten, wenn man weint.«

Wir sitzen noch eine Weile nah beieinander, und ich will gar nicht, dass es aufhört. Erst jetzt merke ich, wie sehr meine Mutter mir gefehlt hat. Jedes ihrer Worte kommt mir plötzlich weise vor, und ich möchte es speichern, tief in mir verankern, damit ich es jederzeit, wenn ich wieder alleine bin, abrufen kann. Mir fällt nicht ein, wann wir uns das letzte Mal so nah waren.

»So, jetzt muss ich auch mal losdüsen zum Biomarkt, sonst wird das hier alles zu spät. Ich denke mal, du willst auch Mittagessen?!« Meine Mutter springt auf und zerstört die Gemütlichkeit.

»Äh ... ja ...« Ich bleibe sitzen und sehe meine Mutter mit ihren frisch gewaschenen und frisierten Haaren, ihrem dezenten Tages-Make-up und ihrer perfekt sitzenden Jeans an.

»Gut, dann schau ich mal, welches Gemüse mich so anlacht. Ist das schön, dass ich mal eine Abnehmerin habe!«

Sie geht nach nebenan ins Bad, ich lehne meinen Kopf gegen die Wand und höre ihren Urinstrahl. Danach wäscht meine Mutter sich noch kurz ihre Hände, und ich bin mir sicher, dass sie im Spiegel kurz ihre Frisur checkt. Als sie in die Küche kommt, um die Handcreme vom Tresen zu nehmen und sich einzucremen, sagt sie mit Blick in den Garten: »Bei dem Wetter kann man sich eigentlich den ganzen Tag nur kalt ab duschen.«

»Ja, ist richtig schwül.«

»So, hab ich alles?!« Meine Mutter greift nach dem Einkaufsbeutel und dem Einkaufszettel. »Wo hab ich denn jetzt meine Brille?! Ach, hier! Gut, dann ... Ach, ich bin schon ganz ...« Sie schüttelt den Kopf. »Hannaschatz, sagst du Papa, ich bin kurz einkaufen, wenn der vor mir da ist und wieder fragt?«

»Ja, mach ich.«

Als die Haustür ins Schloss fällt, ist das Haus wieder ganz still. Ich bleibe am Küchentisch sitzen, trinke den lauwarmen Filterkaffee aus und stelle mir vor, dass sich die Last wegweihen lässt, so wie meine Mutter es beschrieben hat. Hunger habe ich immer noch keinen, eh besser, wenn es gleich schon Mittag gibt. Dann gehe ich endlich duschen, die Tränen und das ganze Gestern wegwaschen. Außerdem ist mir schon wieder kalt, obwohl mir anscheinend so warm ist, dass mein underboob sweat sogar durch das Nachthemd zu sehen ist. Ich stehe für viele lange Minuten unter der Dusche und lasse mir das warme Wasser direkt auf mein Gesicht prasseln. Dann auf meinen Nacken, dabei fällt mir ein, was mal eine Yoga-Lehrerin in Berlin zu mir gesagt hat: »Dein drittes Auge ist blockiert«, daraufhin hat sie mir einfach ungefragt mit ihrem Yogadaumen über den Punkt zwischen meinen Augenbrauen gestrichen, und ich konnte mich nicht entscheiden, ob ich es übergriffig oder ganz toll fand. Als ob sie mehr über mich wissen würde als ich selber. Ihr Daumen hat noch nach dem Yogaöl gerochen, eine Mischung aus Orange und Lavendel. Den Geruch mochte ich. Es war das Massageöl, mit dem sie uns auch manchmal nach ihrer Stunde massiert hat. Während der gesamte Kurs in Shavasana, der Totenstellung, zum Ende einer jeden Yogastunde lag, ging sie herum, um jede einzelne Kursteilnehmerin kurz zu massieren. Manchmal bin ich nur wegen des Moments am Ende, dem Moment, in dem warme Frauenhände meinen schweren Kopf halten, meine Schläfen streicheln und meine Schultern sanft nach unten drücken, in ihre Class gegangen. Also stelle ich den Strahl der Duschbrause auf die härteste Einstellung und lasse ihn direkt auf mein »drittes Auge« laufen. Fühlt sich gut an. Ich atme tief ein und tief wieder aus und entdecke dabei Kleberreste der Elektroden an meinem Rücken und Oberkörper. Als ich mich abtrockne

und eincreme, fällt mir ein, dass ich ja gar keine frischen Klamotten habe. Ich kann unmöglich wieder meine vollgepin kelte Hose anziehen, und das durchgeschwitzte Nachthemd meiner Mutter ist auch keine Option. Also greife ich aus dem Schrank meiner Eltern ein Oberteil und eine Schlafhose meines Vaters heraus. Ein bisschen zu groß, aber lieber oversized als die zu kleinen Klamotten meiner Mutter. Als ich mich mit kariertem Kurzarmhemd im Spiegel sehe, denke ich: Nun ist es offiziell. Ich bin ein Sorgenfall. Höchste Zeit, zurück nach Berlin zu fahren.

In meinem Oversized-Look, mit dem ich in Berlin nicht nur null auffallen würde, sondern perfekt in Generation Gen Z passen würde, stelle ich mich endlich wieder meinem Handy. Nach der Quälerei in der Nacht hatte ich es erst mal verbannt. Ganz weit weg, in meine alte geheime Ecke, als das Arbeitszimmer noch mein Kinderzimmer war. Es ist die linke hintere Ecke, an der ich früher von der Fußleiste ein wenig Teppich umknicken konnte und dort alles versteckt habe, was reinpasste. Mit zwölf war es bloß ein Zettel, auf dem etwas Bedeutungsloses stand, schließlich ging es ausschließlich ums Verstecken, um einen Raum für mich, ohne Zugang meiner Eltern oder Sara. Ein Raum, der nur mir gehörte. Ich liebte diese Vorstellung. Mit vierzehn war es ein Zitat von Aristoteles, nachdem ich, ganz das Klischee einer braven Bildungsbürgertochter, *Sofies Welt* gelesen hatte, auf das ich über Umwege gekommen war und das mir ehrlich gefallen hatte. Meine Mutter war ganz erstaunt. »So etwas liest du? Dass dir das nicht zu dick ist und zu ... also, Wahnsinn. Toll finde ich das!« Ich glaube, sie fand es vor allem befremdlich. Meine Mutter hat sich immer lieber bewegt, statt still zu sitzen und zu lesen. Mit sechzehn habe ich das letzte Mal etwas hinterm Teppich versteckt, einen kleinen Joint, der mir wahnsinnig stark erschien, obwohl er zu fünfundneunzig Prozent aus Tabak

bestand. Aufgeraucht habe ich ihn nie, dafür war ich dann doch zu brav, aber cool habe ich mich trotzdem gefühlt, und das war die Hauptsache. Keine meiner Freundinnen wusste davon, weil ich in ihren Augen damit schon auf die schiefe Bahn geraten wäre. Es blieb mein Geheimnis. Ich blicke in die Ecke. Die Lücke gibt es nicht mehr und die Fußleiste auch nicht. Mein Handy liegt einfach nur in einer Ecke auf dem Boden. Drei verpasste Videoanrufe von Paul, das freut mich. Ich rufe ihn direkt an.

»Hannarsch, wie geht's dir?«, ruft Paul in die Kamera und macht eine Grimasse, die mich direkt zum Lachen bringt.

»Ganz okay«, antworte ich lächelnd und spüre, wie Tränen aufsteigen.

»Oh nein, Geckkopf, nicht traurig sein.«

»Nein ... schon okay ...«

»Du bist jetzt bei Silvia und Wolfgang, und das ist doch gut.«

»Ja«, antworte ich und schlucke den Kloß im Hals weg. Ich will nicht wirken wie ein Tierchen, das in der Auffangstation gelandet ist, auch wenn ich vielleicht genau das bin.

Es ist seltsam, Paul in unserem Zuhause zu sehen, in seinem Zimmer voller Fahrräder und Fahrradteile, die er sammelt, um zu basteln und herumzuschrauben. Vielleicht war es ein Fehler, dass wir keinen gemeinsamen Raum eingerichtet haben, sondern, wie in einer WG, jeder sein eigenes Zimmer genommen hatte. Dabei liebe ich mein Zimmer so wie Paul seins, und jedes Mal, wenn wir beieinander klopfen, um den anderen zu besuchen, freu ich mich und fühle mich wie frisch verliebt.

»Guck mal, das ist bald auch wieder fertig!« Paul zeigt auf ein blaues Rennrad. Mit dem Fahrrad sind wir letzten Sommer immer zum See gefahren. Paul hatte immer eine Boombox dabei, was mir wahnsinnig peinlich war, ich aber umso mehr ge-

nossen habe, sobald wir eine Stelle für uns alleine gefunden hatten. Meistens sind wir zusammen ins Wasser gegangen und haben wie Kinder gespielt: Handstand unter Wasser und Haiangriff und alles war so fröhlich. Bis ich dann am Tag danach ein Brennen gespürt habe und wirklich nach jedem Badegang eine bakterielle vaginale Infektion hatte. Aber selbst darüber haben Paul und ich unsere Witze gemacht und gelacht, und es hat sich angefühlt wie Sommerferien haben.

Paul sagt: »Ich komm dich später abholen!«, und das macht mich glücklich. Kurz bevor wir uns verabschieden, setzt er sich auf sein Bett. Kurz sehe ich dabei die schöne kleine Holzkiste, die er immer neben seinem Bett stehen hat und wie ein Löwe beschützt. Mein Herzraum zieht sich zusammen. Nur Paul und ich wissen, was darin ist, und nur Paul weiß, wie gerne ich die Ultraschallfotos begraben würde, aber er, er kann sie nicht loslassen.

Auch Isa hat mir geschrieben: *wie geht's dir? Bist du gut nach Hause gekommen? Sorry, dass wir schon losmussten ... ruf mal an.*

Und dann ruft Isa einfach an, obwohl wir nie telefonieren. Mein Herz klopft, ich bin gar nicht vorbereitet auf ein Gespräch mit ihr, aber ich gehe ran.

»Hiii!« Isa klingt wie immer aufgedreht.

»Hi, na, wie geht's dir?«

Mir fällt nichts anderes als Small Talk ein. Ich bin noch zu verwirrt von dem, was passiert ist, und zu enttäuscht, dass sie mich im Krankenhaus alleine gelassen hat, aber vielleicht erwarte ich da auch zu viel.

»Hä?! Wie geht's dir, ist die Frage?! Mann, ey, das war ganz schön heftig, aber du warst sooo witzig, als du high warst. Ich hab auch Videos von dir gemacht und alles mitgeschrieben. Du wolltest unbedingt einen Burger mit Pommes, und du hast die Ärztin »Bibi« genannt, weil sie Bianca hieß. So witzig!«

»Okay, haha, ja ... Danke, dass du den Krankenwagen gerufen hast!« Ich habe direkt einen Kloß im Hals.

»Ja, natürlich, Hanna! Aber, Hanna, jetzt echt mal, du musst endlich mal heilen. So geht's nicht weiter. Kümmere dich mal um dich!«

»Ja, stimmt, mach ich.«

»Ich hab dem Team auch schon gesagt, dass du erst mal raus bist.«

Was?

»Und ich möchte auch noch mit dir streiten wegen dem, was davor passiert ist, aber nicht jetzt. Erst wenn du wieder stark bist. Ich möchte nicht mit dir streiten, wenn du angeschossen am Boden liegst. Ich will mit der starken Hanna streiten.«

Streiten? Ich will mich überhaupt nicht streiten. Was ist denn hier los? Und vor allen Dingen möchte ich arbeiten. Das ist schließlich auch mein Projekt. Ich komme so schnell gar nicht hinterher.

»Okay, Hanna, ich muss los, hab noch 'ne Spinning-Class. Hey, und grüß Paul!«

Ich sitze verdattert in der Ecke und hab schon wieder underboob sweat, der selbst durchs Karohemd sichtbar ist. Das Geräusch des Schlüssels in der Haustür holt mich zurück ins Hier und Jetzt. Eindeutig meine Mutter. Sie öffnet die Haustür viel sanfter als mein Vater. Ich laufe die Treppe hinunter.

»Paul kommt mich später abholen.« Die Sache mit Isa schiebe ich erst mal ganz weit weg.

»Ach, wie schön, mein Schatz! Aber zum Essen bleibst du noch, oder? Ich habe jetzt extra Essen gekauft, und Papa kommt auch gleich.«

»Ach so, ja, klar. Der ist bestimmt erst in vier Stunden hier.«

Ich nehme meiner Mutter die Einkaufstüte ab und will sie in die Küche tragen.

»Nee, lass mich das mal machen, bitte.« Meine Mutter nimmt mir die Tasche wieder ab und bereitet das Gemüse auf der Arbeitsplatte aus.

»Hanna, ich habe jetzt hier gerne meine Ruhe. Du kannst dich gerne an den Küchentisch setzen oder nach oben gehen, aber ich muss jetzt hier in Ruhe etwas brutzeln. Das war so ein Stress da draußen wieder! Die kaufen ein wie die Verrückten. Dabei ist doch alles im Überfluss da. Ich muss mich jetzt ein bisschen akklimatisieren.« Meine Mutter atmet so laut aus, als wenn sie gerade einen Sprint hingelegt hätte. Dann blickt sie zu mir.

»Sag mal, hast du da Papas Schlafanzug an?!«

»Ja, ich hab ja nichts dabei!«, antworte ich augenrollend, was meine Mutter zum Glück nicht bemerkt. Ich weiß nicht, warum es nur eine Nacht bei meinen Eltern braucht, um aus mir wieder eine genervte Sechzehnjährige zu machen. Besser, ich gehe wieder nach oben. Ohne mit der Tür zu knallen.

»Frag doch Sara, die kommt später eh noch vorbei. Sind wieder zwei Pakete für sie angekommen. Ich komme mir schon vor wie eine Packstation.«

Ich spüre, dass meine Mutter sich über diese kurzen Besuche meiner Schwester freut, und ich fühle mich etwas außen vor. Dabei bin ich es, die weggezogen ist. Sara wohnt nur drei Straßen weiter. Nichts wäre naheliegender, als mir ihre Klamotten zu leihen, natürlich habe ich schon daran gedacht. Doch ich will nichts erklären müssen, vielleicht aus Scham. Außerdem würde sie es sofort Aliya erzählen, und das wäre mir unfassbar unangenehm. Aliya denkt, wie alle Anfang Zwanzigjährigen, dass das Leben sich kontrollieren lässt und dass man mit Mitte dreißig das Wichtigste erreicht haben sollte. Sie meint es nicht böse, es ist die bloße Naivität einer behüteten Jugend – und für diese habe ich gerade gar keine Kapazitäten. Trotzdem nehme ich mein Handy in die Hand und beginne zu tippen.

*Saraaa, bin bei Mama und Papa. Mama meinte, du kommst heute noch kurz vorbei. Kannst du mir vielleicht n T-Shirt und ne Hose von dir mitbringen? Hab leider nichts dabei und Papas Schlafanzug ...*

Immer wenn ich meiner Schwester schreibe, überlege ich genau, wie ich etwas formuliere und verkopfe dabei alles komplett. Ich will einfach genau Saras Ton treffen, ich will, dass wir uns immer noch so nahe sind wie früher. Ich lösche den letzten Satz, tippe neu:

*Hab leider nichts dabei. Hab Papas Schlafanzug an. Hilfe!*  
Gesendet.

Sara antwortet direkt.

*Ja kla*

Zwei kurze Wörter und ein fehlendes r und die Sehnsucht nach meiner Schwester katapultiert sich innerhalb weniger Sekunden von zehn auf hundert und lässt mich wie einen aufgeregten Hundewelpen sehnsüchtig auf sie warten. »Ja kla«, wiederhole ich laut zu mir selbst. Ich wünschte, ich wäre auch so direkt und geradeaus wie meine Schwester.

Eineinhalb Stunden später schallt es »Essen ist fertig!« durchs Haus, und ich laufe nach unten in die Küche und fühle mich endgültig wieder wie früher. Ich öffne die Küchentür, meine Mutter dreht sich zu mir um.

»Hast du gar keine Hausschuhe an? Auf den kalten Fliesen, Hanna?! Hol dir mal Schuhe aus dem Schuhschrank! Auch wenn die dir nicht gefallen, aber du kannst doch nicht auf den kalten Fliesen hier barfuß herumlaufen?!«

»Jaha«, antworte ich wieder augenrollend, gehe in den Flur und nehme mir ein Paar ihrer Sommerhausschuhe aus dem Schrank. Meine Zehen stehen wieder über, und ich gehe genervt zurück in die Küche. Selbstverständlich setze ich mich auf meinen Platz. Obwohl sich fast alles im Haus meiner Eltern verändert hat, ist das immer gleich geblieben. Wir vier ha-

ben alle einen Stammpplatz. Wir sitzen alle auf exakt denselben Plätzen wie in Saras und meiner Kindheit. Ich ganz links, direkt an der Wand. Wann immer wir Besuch haben, spielen wir zwar alle das Spiel »Setz-dich-hin-wohin-du-magst-es-ist-ganz-egal«, aber wir wissen alle, es ist überhaupt nicht egal. Wehe, jemand setzt sich auf den eigenen Stammpplatz. Offenbar sind wir nicht sehr gut in unserem Spiel, denn bisher hat sich jeder Gast daraufhin auf den freien Gastplatz gesetzt. Nur Paul hat sich beim ersten Besuch einfach auf den Stuhl meiner Mutter gesetzt, und mich hat das so irritiert, dass ich kaum gekaut habe. Ich hatte das Gefühl, in einer Familienaufstellung zu sein, und habe sämtliche Beziehungstreite daraufhin analysiert, ob ich eventuell bei Paul in eine Mutterprojektion gehe. Es war verstörend. Beim nächsten Besuch habe ich ihm direkt zu verstehen gegeben, sich bitte an den Kopf zu setzen.

Mein Vater ist mittlerweile von seinen Terminen zurück und sitzt bereits freudig rechts außen. Vor ihm ein Teller mit Hausmannskost und daneben ein großer Topf Minestrone, den meine Mutter für mich und sich gekocht hat. Noch bevor sie und ich uns aufgetan haben, beginnt mein Vater bereits mit dem Essen, und niemand scheint sich daran zu stören, außer mir.

»Iss! Sonst wird es doch kalt«, ermahnt mich meine Mutter hektisch, mit Blick auf meinen gefüllten, aber unangerührten Teller. Ich habe offenbar vergessen, dass es bei meinen Eltern als unhöflich gilt, was woanders als höflich gilt, nämlich erst zu essen, wenn alle ihre Portion auf dem Teller haben.

»Schmeckt super, Mama!«

»Ach, das freut mich! Das habe ich hier aus dem Kochbuch, da mache ich ganz gerne Sachen draus.« Meine Mutter hält mir ein Kochbuch hin, das mir sehr vertraut vorkommt. Ja, natürlich! Das ist das vegane Hipsterkochbuch, das auch in meiner Küche steht.

»Hab ich mir mal bei dir und Paul abgeschrieben, den Titel. Find ich klasse, das Buch!«

Dann essen meine Mutter und ich die köstliche Suppe, für die ich in jedem Berliner Café vierzehn Euro gezahlt hätte. Wir haben gerade aufgegessen, als mein Vater aufsteht, in die Hände klatscht und freudig »Mittagsschlaf!« ruft. Er stellt sich hinter meine Mutter, legt seine Hände auf ihre Schultern, deutet eine Massage an, woraufhin meine Mutter »Schlaf gut, mein Schatz« sagt, was das Zeichen dafür zu sein scheint, dass mein Vater zur Tür geht und sich mit »Bis später« verabschiedet. Das Ganze wirkt wie eine fest einstudierte Choreografie, und sehr wahrscheinlich ist sie das auch.

Meine Mutter und ich sitzen etwas unbeholfen am Küchentisch. Ich fühle mich mit einem Mal unwohl, wie aus der Zeit gefallen. Mein richtiges Leben fühlt sich so weit weg an, als wenn ich es mir nur kurz eingebildet hätte, erwachsen zu sein. Ich fühle mich fehl am Platz und unsortiert, und all das macht mich völlig wahnsinnig. Hier in Lüneburg am Küchentisch zu sitzen, als wäre nichts passiert. Während in Berlin alle ihr Leben fortsetzen. Wann regele ich denn bloß meine Sachen? Wann klärt sich alles?! Ich könnte meinen Kopf gegen die Wand schlagen. Tinnitus.

»Möchtest du dich vielleicht auch hinlegen, mein Schatz?« Meine Mutter ist schon aufgestanden und räumt ab.

»Ich glaub nicht.« Wenn ich mich jetzt noch schlafen lege, dann habe ich, glaube ich, noch mehr das Gefühl, dass ich gerade nichts mehr im Griff habe. Aber dann verstehe ich. Meine Mutter hätte jetzt gerne Zeit für sich, und die Nachfrage war ihre Art, mich loszuwerden. Sie steht an der Spüle und reinigt vor. Fast jedes Teil wird vor dem Einräumen in die Spülmaschine von grobem Schmutz befreit. Ich verstehe zwar nicht, wie man sich das Leben so schwer machen kann, wasche aber meiner Mutter zuliebe meinen Teller ab. Als ich ihn in

die Spülmaschine einräumen möchte, unterbricht mich meine Mutter: »Lass mich das mal machen, ich hab da mein eigenes System.«

Das ist endgültig das Zeichen, dass ich die Küche bitte sofort verlassen soll. Also gehe ich nach oben, zurück ins Büro. Eine Nachricht von Paul. Juhu! Bestimmt schreibt er, wann er ankommt.

*Hannarsch, du Hypi, Tobi hat gerade angerufen. Der steht plus 1 auf der Gästeliste für das Konzert heute Abend, auf das ich schon seit nem Jahr will. Ich muss dahin! Hol dich morgen ab, ok?! Okay! Ick lieb dir! Mach's dir schön bei Silvia und Wolfgang!*

»Fick dich!«, sage ich laut. Soll er doch auf sein Scheißkonzert gehen! Der braucht mich überhaupt nicht mehr abzuholen. Ich brauche niemanden, der mich abholt! Mein Gehirn schleudert mir einen Wutgedanken nach dem anderen hin, bis ich einfach tippe: *Fick dich!*

Dann rufe ich Paul auch noch an, er geht natürlich nicht ran, was mich so wütend macht, dass ich es noch weitere sechs Male probiere, obwohl ich ganz genau weiß, dass er nicht abnehmen wird. Auf einmal bin ich ganz müde von dieser Wut, die ich lange nicht mehr gespürt habe, weil ich mich eigentlich nur noch durchgewürfelt und rangespült fühle. Ich lege mich aufs Bett und schliesse die Augen. Jetzt bemerke ich, dass sie ganz feucht sind. »Mach's dir schön.« Wie kann er so was schreiben?! Er weiß doch, wie es mir seit Monaten geht. Und warum hat er heute Abend Spaß? Wir waren ewig nicht mehr auf einem Konzert. Um genau zu sein, waren wir überhaupt nur auf einem einzigen Konzert jemals zusammen, und da war ich die meiste Zeit ganz eifersüchtig, weil Paul die Frau in der Reihe vor uns ständig angesehen hat. Sie hatte ganz feine glatte Haut und sah aus wie gemalt. Paul meinte, er würde nicht gucken, aber ich habe seine Blicke aus dem Augenwin-

kel gesehen. Sie hat ganz lässig in ihren Hip-Hop-Klamotten, die gar nicht verkleidet an ihr aussahen, getanzt und hat sich so wohlgefühlt, wie ich mich nur fühle, wenn ich alleine zu Hause bin. Und irgendwie musste ich dabei an meine Mutter denken, wie sie früher über andere Mädchen gesagt hatte, dass sie schön seien und wie ich mich dann immer ganz kalt und grau gefühlt habe.

Ich nehme mein Handy und tippe. Paul ist online und antwortet nicht, wie besessen schreibe ich ihm fünf Nachrichten.

*Ruf mal bitte zurück*

*Bitte*

*Meld dich mal bitte*

*Pauliiii*

*Lass mich nicht wieder betteln*

Ich hasse es, wenn er mich so auflaufen lässt. Gerade als ich die sechste Nachricht hinterherschicken möchte, kommt seine Antwort.

*Nee, Hanna, was soll das?! Ich muss noch duschen, der Tobi wartet gleich schon, und ich brauche auch mal Ruhe.*

»Ruhe« – die hat er doch die ganze Zeit! Ich atme aus und wische meine Augen mit der Bettdecke trocken. Sauer lege ich mein Handy zur Seite tief unter das Bett, der Ort des Verdrängens. Dann bleibe ich wohl noch eine Nacht hier ... Ist ja auch schon nachmittags, und wenn ich gegen neun ins Bett gehe, geht es ja auch total schnell um. Überhaupt, ich habe schließlich auch Wichtigeres zu tun, als auf ein Konzert zu gehen. Ich muss aufräumen! Es ist höchste Zeit, Jordan und der Veranstalterin zu schreiben. Professionell zu sein. Darin bin ich gut. Ich schicke die kurze Nachricht an die beiden direkt ab und bin mehr als zufrieden mit meiner Formulierung. Zu meiner Überraschung kommt prompt eine Antwort.

*Liebe Hanna, wir sind etwas irritiert, denn Isabell hat uns heute früh mitgeteilt, dass sie ohne dich weiterarbeitet, dafür mit einer anderen Illustratorin das Projekt zu Ende führt. Wir wünschen dir gute Besserung!*

Was?! Ich bin fassungslos. Casey!, schießt es mir durch den Kopf. Natürlich, die andere Illustratorin muss Casey sein! Die neue Mitbewohnerin von Isa. Die, die auch chemische Drogen nimmt. Scheiße! Aber ich lasse mich nicht so einfach übergehen.

*Lieber Jordan, vielen Dank für die Info. Ich bin fest davon ausgegangen, dass wir wie besprochen und bereits angefangen das Projekt gemeinsam beenden.*

Jetzt wissen sie zwar, dass Isa im Alleingang entschieden hat, aber auch, dass ich zuverlässig bin und nach wie vor meine Arbeit fertigstellen möchte.

Schon wieder reißt mich das Geräusch des Haustürschlüssels heraus.

Sara steht im Flur und ruft: »Hi!«

Aufgeregt laufe ich die Holzterrasse hinunter, rutsche dabei fast aus und falle meiner Schwester um den Hals. Ich umarme Sara ganz doll und halte sie fest. Wie sie riecht, Sara riecht wie ich. Vielleicht ist meine Schwester der Mensch, den ich am meisten liebe, auch wenn ich ihr das nie sage, weil Sara so gefühlsduseliges Zeug überhaupt nicht mag.

»Ist gut, nee!« Sie drückt mich weg.

»Hier!«, sie hält mir einen kleinen Stapel Klamotten hin. Zwei T-Shirts einer Punkrock-Band, die ich nicht kenne, und eine Skinny Jeans, die aussieht wie aus den 2000ern, fehlen nur noch die kurzen Millennial-Socken. Bevor ich mich bedanken kann, fragt sie: »Wie lange bleibst du?«

»Bis morgen«, antworte ich.

»Jo, okay.« Dann ruft sie: »Mama, danke fürs Annehmen! Ich bin weg!«

Beim Hinausgehen schnappt sie sich die zwei Pakete und steigt wieder in ihr Auto. Ich stehe in der Haustür und winke schon wieder mit einem Kloß im Hals. Ist Sara sauer auf mich? Habe ich etwas falsch gemacht? Dann entdecke ich Aliya auf dem Beifahrersitz. Sie winkt verlegen zurück. Meine Mutter kommt dazu und winkt ebenfalls.

»Aliya bleibt fast immer im Auto sitzen, wenn Sara nur kurz was abholt. Ich denke mal, die müssen direkt weiter.«

Sara parkt rückwärts aus. Meine Mutter winkt noch mal doller.

»Ich lache mich auch immer kaputt, wenn ich die so sehe. Die sehen immer aus wie ein altes, eingespieltes Ehepaar. Lustig find ich das! Und ich freue mich auch für Sara! Es hat noch keine andere Freundin so gut auf den Beifahrersitz gepasst wie Aliya.«

Meine Mutter lächelt. Wie sie es schafft, selbst Komplimente pragmatisch zu halten. Vielleicht wär das auch eine gute Bio auf einer Dating-App: »Passt du perfekt auf meinen Beifahrersitz?« Die beiden sehen tatsächlich aus wie ein altes Ehepaar, wie ein glückliches.

»Hast du wieder keine Hausschuhe an?! Mensch, das ist doch kalt hier an den Füßen!«

»Ja, Mama, ist gut! Ich geh nach oben!« Mann. Meine Mutter ist so nervig!

Für den Rest des Tages vergrabe ich mich eingehüllt im Weichspülergeruch von Saras Klamotten im Bett und schaue die *Kardashians*. Irgendwann schreibe ich Paul *sorry* und *viel Spaß beim Konzert*. Keine Ahnung, ob er jetzt trotzdem morgen kommt. Die Blöße, nachzufragen gebe ich mir bestimmt nicht. Hier im kleinen Bett neben dem Drucker fühlt sich

gerade alles ganz weit weg und gleichgültig an, und ich genieße es zum ersten Mal so richtig, bei meinen Eltern zu sein.

Als mir gerade meine Augen zufallen, leuchtet mein Handy auf. Es ist bestimmt Paul! Ich öffne WhatsApp.

*Hanna, machst du mir bitte einen Gute-Nacht-Tee und bringst ihn mir nach oben? Büüüütteeee!*

»Jaahaaa!«, rufe ich, so laut ich kann.

Den Tee lasse ich acht Minuten ziehen und lege noch ein Plätzchen dazu. Hier, nimm einen kleinen Keks als Dank für die letzten Stunden, Tage.

Schließlich geschieht das Unglaubliche, und ich schlafe um neun Uhr ein. Nicht nur das. Ich schlafe sogar durch! Ohne Schlaftabletten und ohne Wein! Und ohne Online-Shopping!

Am nächsten Morgen stehe ich gemeinsam mit den hochfahrenden Rollläden auf. Mein Vater sitzt schon munter im Schlafanzug in der Küche auf seinem Platz. Meine Mutter hat recht, mein Vater hat ein Talent zum Glücklichein. Vor ihm die Lokalzeitung, die er, seit ich denken kann, unter der Woche liest, in der Hand eine Tasse Filterkaffee mit Kondensmilch, von der ich mich immer im Supermarkt frage, wer die überhaupt noch kauft. Ah ja, meine Eltern. Ob die Zeit hier in Lüneburg einfach stehen geblieben ist? Oder ändert man ab einem bestimmten Alter in seinem Leben einfach nichts mehr? Wann ist dieser Moment? Dieser Moment, in dem man alle Lebensmittel durchgespielt hat, in dem entschieden ist, welcher der Lieblingswein, das Lieblingsbier, der Lieblingsaufstrich, die Lieblingsmüslisorte ... in dem *all* das entschieden ist? Im Grunde ist es bei mir auch schon so. Ich nehme immer dieselbe Hafer-Barista-Milch, die gleiche Kaffeebohne, nur beim Spülmittel bin ich manchmal crazy und probiere eine neue Sorte aus. Ökospülmittel ist meine fadenscheinige Entschuldigung an die Umwelt. Außerdem sieht es so schön aus in der Küche, so clean und fancy, so, als wenn die Schubladen

darunter nicht chaotisch und klebrig wären, der Biomüll nicht alles vollschimmelt und ich nichts zu verbergen hätte. Abgesehen davon ist es auch gut, nicht mehr etwas zu kaufen, von dem man enttäuscht wird. Trotzdem bin ich nicht spießig und eingefahren wie meine Eltern. Nein, ich bin frei und wild! Ich könnte auch noch mal Astrophysik studieren oder Paraglidentin werden. Also wenn mein Körper nicht mehr streikt. Paul bringt mir immer neue Snacks mit. Ja! Das ist der Beweis! Ich lasse mich auf Neues ein! Ich bin easy und offen. Ich bin flexibel und dynamisch. Ich bin ... Weine ich? Mir laufen schon wieder die Tränen hinunter. Was soll denn das? Kann mein Kopf einmal ruhig sein?!

»NDR Info. Es ist der 17.07.2023, in Lüneburg zeigt sich die Sonne, und es werden bis zu einunddreißig Grad Celsius ...« Mein Vater liebt es, morgens sehr laut Radio zu hören.

»Und, Hanni, wie war die Nacht?« Mein Vater bemerkt zum Glück nichts von meinen peinlichen Tränen.

»Gut.«

Einsilbige Antworten sind meine passiv-aggressive Art, ihm zu vermitteln, dass es für Small Talk noch zu früh ist. Ich mag vor neun Uhr morgens ausschließlich Stille.

»Ja! Schläft sich gut hier, nicht? Ist auch astrein mit den Rollos, oder? Ist schon was anderes als deine Vorhänge in Berlin. Aber wenn das für dich so okay ist, ist es für mich auch okay, Hanni. Du musst damit zufrieden sein.«

»Ja, danke, Papa, ich bin zufrieden.«

»... und wann kommt Paul heute?«

Autsch. Paul hat meine letzte Nachricht noch nicht mal gelesen. Wahrscheinlich liegt er verkatert im Bett.

»Heute Mittag«, lüge ich.

Dann kommt auch noch meine Mutter in die Küche, um sich Kaffee nachzugießen. Sie mag es morgens nämlich auch ruhig und frühstückt daher immer alleine im Wohnzimmer.

Die beiden haben ihre Routinen perfekt um ihre Bedürfnisse herumgebaut.

»Wann kommt der Paul? Hab ich doch gerade richtig gehört, oder?!«

»Heute Mittag«, sagen wir beide im Chor. Ich bin genervt und rufe: »Ich geh duschen!«

»Warst du nicht gestern Abend erst duschen?«

Ich antworte nicht, und fast hätte ich mit der Tür geknallt. Das Badezimmer ist mein einziger Ruheort. Ich erinnere mich daran, wie ich als Jugendliche ewig auf der Toilette war, gar nicht, weil ich musste, sondern einfach, weil das der einzige Ort der Unerreichbarkeit war. Als wenn die Badezimmertür magische Kräfte besessen hätte. Selbst Sara störte mich nie auf der Toilette. In mein Zimmer kam sie dauernd, aber das Badezimmer war immer ein Schutzraum.

Ich könnte ewig unter der Dusche bleiben. Die Wärme des Wasserstrahls tut so gut. Obwohl es Sommer ist und ich schwitze, fühle ich nach wie vor Kälte in mir. Als würde sie in meinem Skelett sitzen und sich durch nichts vertreiben lassen.

Ich versuche, möglichst wenig nass zu machen, um bloß nach dem Duschen nicht mit dem lästigen Abzieher alles trocken wischen zu müssen.

Aus Protest, wogegen weiß ich auch nicht so genau, nehme ich wie früher einen extra dicken Klacks vom Nivea-Duschgel und schäume mich ein. Ich schäume meinen ganzen pH-Wert ins Nirwana.

Nachdem ich versuche, meine Hautbarriere mit extra viel Bodylotion wieder zu versöhnen, liege ich in Saras Klamotten mal wieder auf dem Bett. In Röhrenjeans und Punk-Shirt sehe ich aus wie aus den frühen 2000ern. Fehlt nur noch ein Nietengürtel.

Paul war immer noch nicht online. Die Warterei ist mir zu doof. Buche ich mir eben doch ein Zugticket nach Hause.

»Ich nehme um vier den Zug!«, rufe ich von oben nach unten. Keine Antwort. Meine Mutter sitzt mit Kopfhörern im Wohnzimmer und lauscht irgendeiner Meditation, während mein Vater schon wieder mit seinem Fahrrad unterwegs ist. Wie viel Fahrrad kann man eigentlich fahren? Ich stehe vor meiner Mutter.

»Was hast du gesagt?« Sie nimmt ihre Kopfhörer ab.

»Ich fahr in drei Stunden mit dem Zug.«

»Ich denke, Paul kommt?«

»Nee, der muss arbeiten.«

»Dann mail dem Papa doch eben eine WhatsApp, dass er dich später zum Bahnhof bringt. Ich habe nämlich meinen Yogakurs.« Kurz überlege ich, meiner Mutter noch mal zu erklären, dass Whatsapp-Nachrichten nicht gemailt werden, aber wozu. Es würde ohnehin nichts ändern. Mit jeder Minute mehr, die ich hier bin, verliere ich mein erwachsenes Ich.

»Sollen wir 'ne Runde drehen?«, fragt meine Mutter und drückt dabei auf die Tube mit Handcreme.

»Du sitzt doch dann wieder im Zug.«

Mir ist tatsächlich nach frischer Luft und Bewegung, und außerdem muss ich mal etwas anderes sehen. Also gehen wir spazieren, beziehungsweise meine Mutter führt mich spazieren entlang der Ilmenau Richtung Teufelsbrücke. Hier habe ich das erste Mal Gras geraucht. Nur zwei Züge und mir war so schlecht, dass mein Kreislauf schlappgemacht hat. Sara hat mit mir geschimpft. »Du musst dich mal mehr zusammenreißen, Hanna! Du gibst immer sofort auf! Wenn ich kotze, geht es danach weiter, aber du gibst immer komplett auf.« Heute beruhigen mich der Geruch der Kiefern und der Birken sofort. Die Stimme meiner Mutter ist wie ein angenehmer Soundtrack, parallel zum Rauschen der Bäume. Es ist wieder

einer ihrer Monologe. Mit jedem Wort spüre ich deutlicher, was meine Mutter mir eigentlich sagen möchte: Ich habe dich vermisst, meine Hannamaus. Ich vermisse dich ganz oft. Als Gesprächspartnerin, als Tochter. Dabei wissen wir beide, wie sehr wir uns früher genervt haben, wie schnell die Stimmung kippen kann und wie wir uns streiten. Unsere Beziehung ist eigentlich am glücklichsten, je mehr Kilometer zwischen uns liegen. Dann vermessen wir uns sehnsüchtig. Im Einandervermissen sind wir sehr gut.

»Schau mal, Rike mit ihrer Tochter.«

Meine Mutter nickt in die Richtung der beiden und nimmt direkt meine Hand und drückt sie einmal. Mein Brustkorb wird eng, und innerhalb von Sekunden bildet sich ein dünner Schweißfilm auf meinem Oberkörper. Meine Beine zittern, aber ich gehe trotzdem weiter. Sieh nach unten, befehle ich mir. Situationen wie diese habe ich in den letzten Monaten oft genug erlebt. Mittlerweile bin ich geübt darin, mich abzuspalten, und abgesehen von gestern hat es bisher funktioniert.

Plötzlich steht Rike mit Kinderwagen direkt vor uns. Ohne den Hinweis meiner Mutter hätte ich sie gar nicht erkannt. Ich weiß nicht, ob es an ihren Klamotten oder an ihrer Frisur liegt, aber sie sieht mindestens zehn Jahre älter aus. Sie hat immer noch ihren toupierten Föhnpony und blondierte Strähnen. Das Abspalten funktioniert. Ich höre mich sagen: »Ja, gut, danke, haha ... Genau, noch immer in Berlin ... Ja ... Ach so, nein, ich bin nur hier ... genau! Mama besuchen! Haha, ja, ist doch auch mal schön. Genau ... Oh, Bertha ... Süß ... Haha ...«

Vielleicht ist das zu viel lachen? Niemand merkt etwas, oder? Nein, ich beherrsche dieses Spiel perfekt! Daher spüre ich auch ganz genau, dass ich nicht mehr lange durchhalte. Als wenn meine Mutter meine Gedanken lesen könnte, klinkt sie sich ins Gespräch ein.

»Ok, Rike, wir gehen unsere Runde noch zu Ende. Mach's gut.« Sie moderiert unsere Begegnung ab, und ich gehe wie auf fremden Beinen weiter. Einen Schritt vor den anderen. Immer weitergehen. Nicht stehen bleiben. Wenn man stehen bleibt, wird es schlimm, dann geht man unter. Nach oben gucken. Denk an etwas anderes. Kneifen. Ich kneife mich doll in meinen Arm. Gegenschmerz lenkt ab. Es funktioniert nicht. Scheiße. Vielleicht wenn meine Mutter wieder etwas erzählt? Etwas ganz Unschuldiges aus ihrer Welt, die meiner so fern ist?

»Ich war kurz davor, etwas zu sagen, aber ich wollte dir nicht zuvorkommen ... Komm, bis zum Baum da vorne noch, und dann drehen wir um. Machen Papa und ich auch immer so. Bei unserer Abendrunde gehen wir auch immer bis zu diesem Baum und dann wieder zurück.«

Den Rest des Weges schweigen wir. Als wir zu Hause sind, fühle ich mich wieder sicher. Im geschützten Raum, umgeben von Wänden, geht es mir besser. Ich ziehe sogar ohne Nachfrage Hausschuhe an und setze mich auf meine linke Seite.

»Ich hab uns zwei Teilchen beim Bio-Bäcker gekauft. Ich mach mir noch einen Dinkelkaffee dazu, du auch?

Hanna?

Ach, mein Schatz ...«

Schon wieder sitze ich weinend am Küchentisch meiner Eltern. Ich will etwas sagen, ich will meiner Mutter alles erzählen, ich will meine Gedanken loswerden. Ich will meine Gefühle ausspucken, damit ich sie nicht mehr nur alleine fühlen muss. Ich ... Ich bekomme schlecht Luft, ich kann irgendwie nur noch laut und heftig einatmen. Mein Atem geht immer schneller. Oh nein, jetzt passiert es, vor meiner Mutter, scheiße, ich kann es nicht mehr abwenden. Ich brauche Boden unter mir und eine Wand und eine Tüte.

»Hanna, was ist los? Ist das der Kreislauf wieder?«

Als ich nicht antworte, greift meine Mutter mir unter die Arme.

»Komm, leg dich mal auf den Boden, mit den Beinen nach oben.«

Ihre Worte dringen aus der Ferne zu mir durch, und ich lege mich auf den kalten Fliesenboden direkt in die Ecke vor dem großen Holzschrank.

Meine Mutter setzt sich neben mich auf den Boden und hält meine aufgestellten Beine fest, als würde sie mich am Boden halten wollen.

»Ruhig ein- und ausatmen. Komm, wir atmen zusammen.«

Ihre Stimme klingt ganz ruhig und fest. Unbeirrt atmet meine Mutter laut ein und aus und sagt immer wieder: »Ein- und ausatmen.«

Mein Gesicht ist nass, ich weine wohl unaufhörlich. Ich kann mich nicht beruhigen. In mir tobt etwas und hat meine Atmung übernommen. Ich brauche eine Tüte. Mir wird schwindelig von der ganzen Luft, die ich schlucke. Meine Arme werden taub, mein Geist wird angenehm müde. Normalerweise stoppt Paul diese Attacken, indem er mich mit »nicht hypi« zum Lachen bringt. Das funktioniert immer. Aber Paul ist nicht da.

»Tüte«, höre ich mich sagen.

Meine Mutter hat mich nicht ganz verstanden. Verdammt, mein Kopf beginnt schon, zur Seite zu kippen. Dann werde ich ohnmächtig. Ich glaube, es sind nur ein paar Sekunden. Ich wache mit einem lauten Luftschnappen auf. Meine Mutter hält mir etwas hin. Ist das eine große Mülltüte? Egal! Ich halte sie dicht vor meinen Mund, und meine Atmung beruhigt sich endlich wieder. Je gleichmäßiger meine Atmung wird und je länger meine Ausatmung wird, desto größer wird meine Scham über das, was gerade passiert ist. Ich will das hier alles nicht erleben. Ich will mir diese Blöße nicht geben, ich will

alles ungeschehen machen. Ich will erst wieder unter Menschen, wenn ich wieder funktioniere.

Sobald es möglich ist, sammelt meine Mutter mich auf und setzt mich an den Küchentisch.

»Ich mache dir jetzt einen Vanillepudding.«

Und genau das tut sie, während ich bewegungslos dasitze, bis eine kleine dampfende Schüssel Pudding vor mir steht. Der Löffel in meinen Händen fühlt sich schwer an, und meine Finger scheinen wie betäubt. Langsam nehme ich einen ersten Bissen. Der warme Pudding verteilt sich geschmacklos auf meiner Zunge, bis ich ihn mühsam hinunterschlucke. Ich fühle mich wie eine Marionette, als wenn mein Körper nicht auf meine Signale hört und sich jede Bewegung fremd anfühlt. Meine Mutter setzt sich neben mich und dippt ihr Gebäck in Dinkelkaffee. Zusammen sitzen wir da und schweigen. Ich löftele, und meine Mutter dippt. Wir sprechen nicht darüber, was gerade geschehen ist. Wir sehen in den Garten und schweigen. Nur das Schlucken meiner Mutter und das Klappern des Puddinglöffels sind zu hören. Nach den letzten Bissen bleiben wir einfach sitzen. Ich stütze mein Kinn auf meine Hand, und meine Mutter schiebt die Krümel auf ihrem Teller zusammen. Der Kühlschrank beginnt, laut zu surren, und irgendwann kommt mein Vater zurück, schiebt sein Fahrrad in den Schuppen und öffnet die Terrassentür.

»Oh, Hanna, noch hier? Streikt die Bahn schon wieder?!«

»Wolfgang, ist gut! Hanna bleibt noch eine Nacht.«

»Ach?! Fühlst dich wohl zu wohl hier?!« Mein Vater lacht.

Als wir beide nicht zurücklachen, verabschiedet er sich nach oben ins Büro. Die Abendsonne scheint sanft, und mit der Dämmerung kommt ein Igel aus dem Gebüsch gekrabbelt und spaziert über die Terrasse in das Gebüsch auf der gegenüberliegenden Seite.

»Der spaziert hier oft um die Uhrzeit herum ...«

Wir sehen dem kleinen Igel dabei zu, wie er langsam seinen Weg geht. Ganz sicher, ruhig und routiniert. Ich hätte auch gerne so ein Versteck wie der Igel.

Es ist die dritte ungeplante Nacht bei meinen Eltern, und die Dunkelheit und ich sind mittlerweile eingespielt.

Das Gefühl, ohnmächtig zu werden, ist ein bisschen so, wie tief zu schlafen. Es ist eigentlich ein sehr angenehmer Zustand. Wie »Spielstopp« früher beim Toben, wenn man völlig außer Atem war und kurz aussetzen wollte, um wieder Kraft zu sammeln, um weiterzuspielen oder um einfach nur zuzusehen, wie schön und lebendig alles gerade war. Die Millisekunde vor der Bewusstlosigkeit, in die man hineingleitet, in diesen Pausenraum, fühlt sich wie eines der schönsten Gefühle an, wie etwas, das ich ganz lange herbeigesehnt habe, alles ist dann friedlich, es gibt kein Müssen mehr, keine Sorgen, kein Scheitern, keinen Ehrgeiz, keine Katastrophen, keine Verluste, keinen Schmerz, nur Ruhe. Ich liebe diese Ruhe. Ich habe mal gelesen, dass manche Menschen dabei Todesangst verspüren. Ich nicht. Paul hat manchmal Angst zu sterben, weil er Flugangst hat. Kurz vor Abflug nach Mexiko fragte ich ihn nach seiner größten Angst, er sagte: »Ich hab Angst, zu sterben.« Ich habe das nicht verstanden und habe ihm trotzdem seinen Nacken gestreichelt, weil ich in einem TikTok-Reel gesehen hatte, dass das besonders beruhigend wirken soll. In dem Video hat eine Mutter ihr weinendes Kleinkind auf dem Schoß gehabt und mit ihrem Daumen und Zeigefinger an der oberen Wirbelsäule entlanggestreichelt. Im Voiceover hieß das Ganze »instant anxiety release«, und genau das wollte ich Paul gegen seine Flugangst schenken. Leider bin ich mit meinem Zeigefinger immer in seiner Kette hängen geblieben, sodass es eher das Gegenteil bewirkt hat.

Mein Handy blinkt. Endlich eine Sprachnachricht von Paul.

*Na, Geckkopf, wie geht's dir? Hast du dich beruhigt? Sorry,*

*dass ich mich jetzt erst melde, ist spät geworden, und ich hab hardcore gepennt. Konzert war mega geil. Tobi und ich waren danach noch unterwegs, super lustig. Erzähl ich dir in Ruhe. Ich ruf dich morgen an, ja?*

Meine Finger tippen wie von alleine. Wie von außen sehe ich dabei zu, wie sie schreiben.

*Schon gut. Ich bleibe erst mal hier.*

Jetzt bin ich wirklich wie der kleine Igel im Gebüsch.

Paul antwortet sofort.

*Tut dir bestimmt gut, Geckoköpfchen. Du hast auch echt ganz schön was mitgemacht in letzter Zeit. Für mich ist es auch viel.*

Ich gehe in den Flugzeugmodus, lege mein Handy beiseite und ziehe mir die Decke bis ans Kinn.

Gute Nacht.

Ich brauche eine Pause.